1,60 DM / Band 253

Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Judys Spinnenfluch

Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2.- / Schweden kr 5.- i.m. / Spanien P 90



Judys Spinnenfluch

John Sinclair Nr. 253

von Jason Dark

erschienen am 10.05.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Judys Spinnenfluch

Man kann den Dämonen nachsagen, daß sie brutal und grausam sind, aber etwas haben sie den Menschen voraus.

Die Zeit!

Dämonen können warten. Oft über Jahrhunderte hinweg, denn was sie einmal gesät haben, das wollen sie auch ernten.

In diesem Fall war es der Spinnenfluch. Ein Mädchen stand im Mittelpunkt des makabren Geschehens, und es riß sechs Menschen hinein in ein Karussell des Schreckens…

»Wo finde ich das Mädchen?« fragte ich den Arzt und schaute ihn scharf an.

Er lachte auf. »Mädchen ist gut, Oberinspektor.«

»Was ist es dann?«

Der Doktor lächelte unecht und krampfhaft. »Sie hat Augen, die…« Er schüttelte den Kopf. »Nein, das müssen Sie sich selbst ansehen, Mr. Sinclair. Kommen Sie, ich habe keine Erklärung.« Er drehte sich um und ging mit hastigen Schritten vor.

Erst mein Ruf stoppte ihn. »Wissen Sie, Doc, da ist noch der Mann, der mit der Kleinen gesprochen hat.«

»Sicher, aber den können Sie später fragen. Sehen Sie sich zuerst einmal Judy an.«

Ich hatte nichts dagegen. Schließlich war ich aus diesem Grund in das Krankenhaus gekommen. Genaues wußte ich nicht, und auch nicht mein Chef, Sir James, der mir den Job zugeschanzt hatte. Mir war nur bekannt, daß es um ein Mädchen ging, dessen Aussehen man als seltsam bezeichnen konnte.

Der Gang im Krankenhaus war lang. Zudem noch kahl und irgendwie steril. Ich mochte diese Flure nicht, wo zwischen den Türen oft Betten und fahrbare Medikamentenschränke standen. Wenn ich ein Krankenhaus sehe, dann zieht sich bei mir immer der Magen zusammen, und ich muß mich jedesmal schütteln.

So auch an diesem Tag. Dieses Haus erinnerte mich fatal an eines, in dem eine gute Freundin von mir gestorben war. Nadine Berger.

Ich hatte im selben Hospital gelegen. Eine Schußwunde machte mir damals zu schaffen, aber Nadine starb, ich lebte, obwohl ihre Seele im Körper eines Wolfs weiterexistierte.

Heftig schüttelte ich den Kopf, als sich meine Gedanken damit beschäftigten, und der Arzt mußte mich zweimal ansprechen, bevor ich etwas verstand.

»Wir sind da, Mr. Sinclair!«

»Danke.« Ich schaute zu, wie der Mediziner die Tür öffnete und mir den Vortritt ließ.

Man hatte das Mädchen in ein Einzelzimmer gelegt. Es sollte ungestört sein. Jalousien bedeckten die Scheiben. Das Tageslicht sickerte nur schwach hindurch und malte verwaschene Streifen auf den mit PVC bedeckten Boden.

»Ich werde Sie jetzt einige Minuten mit der Patientin allein lassen«, sagte der Arzt, nickte mir noch einmal zu und verschloß die Tür von außen.

Mir sollte es recht sein, obwohl ich, ehrlich gesagt, nicht genau wußte, wie ich das Gespräch beginnen sollte. Dafür wußte ich zu wenig von dem Mädchen.

Nur den Vornamen kannte ich.

Judy!

Unwillkürlich dämpfte ich meine Schritte, als ich auf das Bett zuschritt. Auf den ersten Blick schien Judy zu schlafen, ich wollte sie nicht stören und blieb mit dem Rücken zum Fenster neben dem Bett stehen. Als ich den Kopf senkte, schaute ich in ein schmales, zerbrechlich wirkendes Gesicht mit hochstehenden Wangenknochen und blassen Lippen, die sich kaum von der Hautfarbe abhoben. Die Decke reichte bis zum Kinn, Haare umrahmten das Gesicht. Es war blaß. Man konnte die langen Strähnen nicht als blond bezeichnen und auch nicht als grau, eher als ein Mittelding.

Ihr Alter war schwer zu schätzen. Vielleicht 22 Jahre.

Sie schien mich noch nicht bemerkt zu haben.

Ich kam mir ein wenig deplaziert vor, doch irgendein Geheimnis mußte es schließlich geben, und das wollte ich herausfinden.

Deshalb sprach ich mit leiser Stimme: »Judy?«

Ihre Mundwinkel zuckten. Ja, sie hatte mich gehört. Ich sah auch, wie sich unter der dünnen Decke die Hände bewegten, sonst bemerkte ich keine Reaktion.

»Judy, bitte! Ich bin gekommen, um Ihnen einige Fragen zu stellen. Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Sagen Sie mir, was Sie bedrückt und was ich für Sie tun kann. Bitte…«

Jetzt öffnete sie den Mund. Es war ein langer, seufzender Atemzug, der über die Lippen drang, und gleichzeitig öffnete das Mädchen, von dem ich nur den Vornamen kannte, die Augen.

Ich zuckte zurück.

Judy war blind!

***

Damit hatte ich nicht gerechnet. Vor mir im Krankenbett lag ein blindes Mädchen. Eigentlich kein Grund zur Panik und zur Aufregung, aber ich war eben schockiert und auch verwundert darüber, daß mir der Arzt nichts davon gesagt hatte.

Ich schaute auf die Augen.

Seltsam waren sie. Sie sahen aus, als ob sie mit einer grauen Masse gefüllt waren, die auf irgendeine Art und Weise silbrig schimmerte. Diesen Ausdruck konnte man beim besten Willen nicht als normal bezeichnen. Etwas mußte mit Judy geschehen sein.

Zum erstenmal sprach sie. »Haben Sie es nun bemerkt, Mister?«

»Ja«, erwiderte ich leise. »Ich weiß jetzt, daß Sie blind sind. Es… es tut mir leid…«

»Sie brauchen nicht so zu lügen. Leidtun! Lassen Sie die Floskeln, sagen Sie mir nur, was Sie wollen und ob Sie die Warnungen ernst genommen haben!«

»Von welchen Warnungen sprechen Sie?«

Judy legte die Stirn in Falten. Sie schwieg und überlegte.

Ich wollte sie auch nicht drängen, aber mir war längst klar geworden, daß sich um dieses Mädchen ein Geheimnis rankte. Dies hatte ich den ersten Äußerungen entnehmen können.

»Gehören Sie nicht zu denen, die…« Sie schwieg weiter.

Vielleicht aus Angst, zuviel gesagt zu haben.

»Wen meinen Sie?«

»Schon gut, Mister, schon gut.« Judy räusperte sich, schob ihre Hände unter der Decke hervor, und ich sah die schmalen Finger, die mit einer weißen Haut überzogen waren. »Weshalb sind Sie dann gekommen, Mister? Hat man Sie geholt? Habe ich etwas verschuldet oder falsch gemacht?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Dann reden Sie doch! Ich habe den Wagen angehalten und den Leuten erzählt, daß sie…« Judy schwieg, bewegte den Kopf und atmete seufzend. »Es hat keinen Sinn …«

Ich stand vor einem Rätsel. Bisher hatte ich ihr weder meinen Namen noch den Beruf genannt. Wenn ich das nachholte, war es vielleicht besser für uns beide.

»Hören Sie, Judy! Ich habe mit den anderen Leuten nichts zu tun. Mein Name ist John Sinclair, ich bin Polizist. Bei Scotland Yard Oberinspektor.«

»Sinclair?« fragte sie leise zurück.

»Ja.«

»Sie können es nicht stoppen. Das kann kein Polizist, niemand kann es, glauben Sie mir. Man kann nur warnen, wie ich es immer wieder versuche. Nur warnen, Mr. Sinclair.«

»Sagen Sie mir, wovor?«

»Nein, das sage ich nicht. Ich will und kann es nicht. Es ist besser, wenn Sie es nicht wissen, so wird Ihre Neugierde wenigstens nicht angestachelt. Ich sage Ihnen nur, daß auch Sie sich in Gefahr befinden. Jeder befindet sich in Gefahr – jeder…« Sie hatte in der letzten Minute die Augen nicht mehr geöffnet. Nun aber riß sie sie wieder auf, ich konnte hineinschauen und erlebte die zweite große Überraschung.

Die Augen hatten sich verändert. Zwar zeigten sie nach wie vor dieselbe Grundfarbe, doch in ihnen schimmerte etwas. Sowohl im rechten als auch im linken Auge.

Es waren zwei Spinnen!

***

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung. Das konnte doch nicht möglich sein. Ich mußte mich irren, und als ich genauer hinsah, da erkannte ich die winzigen Spinnen, ungefähr so groß wie das Oval des Auges an

seiner breitesten Stelle.
Sollte es das gewesen sein, vor dem mich das Mädchen hatte warnen wollen?
Möglich, obwohl ich meine berechtigten Zweifel hatte, denn ich fragte mich gleichzeitig, wie die Spinnen in das Auge hineinkamen?
Waren sie vielleicht aufgemalt worden.
Bis jetzt hatte ich gestanden, nun aber nahm ich auf dem Rand des Bettes Platz. Die Entfernung zwischen dem Gesicht des Mädchens und mir war zusammengeschmolzen. Die beiden Spinnen in den Augen waren sehr deutlich zu sehen, mir gelang es, ihre Beine zu zählen, und ich kam auf die Zahl zwölf.
Jede Spinne besaß sechs Beine, einen winzigen Mund, vielleicht auch Zähne. Ich schüttelte den Kopf, winkelte meinen Arm an und führte die Hand vorsichtig in die Nähe des linken Auges. Es war ein behutsames Hinabgleiten des Fingers, ein Vortasten, die Entfernung wurde geringer, und ich vernahm im nächsten Augenblick das zischend ausgestoßene Wort.
»Nicht weiter!«
Sofort zuckte meine Hand zurück. Jetzt war ich es, der lächelte, denn ich hatte plötzlich das Gefühl, einem Bluff aufgesessen zu sein. War Judy überhaupt nicht blind?
Davon konnte ich in Anbetracht der Dinge ausgehen, denn sie hätte meine Hand überhaupt nicht sehen dürfen.
Und doch hatte sie es.
»Judy!« Meine Stimme klang jetzt ein wenig schärfer als zuvor. »Ich bin gekommen, um mit Ihnen zu reden, aber ich möchte mich nicht gern reinlegen lassen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«
»Nein, Mr. Sinclair!«
»Sind Sie blind? Diese Frage möchte ich offen und ehrlich beantwortet haben, Judy!«
»Ich bin blind!«
»Aber wie haben Sie dann erkennen können, daß sich mein Finger Ihren Augen näherte?«
»Ich fühlte es. Ja, ich fühlte es. Wissen Sie, Sir, Blinde besitzen ein schärferes Einfühlungsvermögen. Wenn ein Sinn ausfällt, werden andere aktiviert. Ich fühle vieles, was andere sehen. Begreifen Sie das, Mr. Sinclair?«
Ich versuchte es zu verstehen. Mir gefiel die Sache überhaupt nicht. Dieses Mädchen war von einem Geheimnis umgeben. Es strahlte eine gewisse Aura aus. Sie war rätselhaft, nicht zu fassen und gleichzeitig gefährlich.
Auch unheimlich…
Dieses unheimliche Gefühl lag über dem Raum. Ich glaubte, es körperlich zu spüren. Über meinen Rücken kroch eine Gänsehaut.

Waren wir überhaupt noch allein?
Fast hatte ich das Gefühl, als wäre noch etwas anderes im Zimmer und würde uns belauern.
Ich drehte den Kopf. Die Tür war geschlossen. Man hatte sie auch nicht geöffnet. Dort also konnte niemand hergekommen sein. – Als ich den Kopf weiter bewegte, blickte ich auch auf das Fenster. Wie gesagt, die Jalousien waren herabgelassen worden. Aber hinter ihnen zeichnete sich ein übergroßer Schatten ab.
Der einer Spinne!

***

Aus Judys Träumen

Schwarz war das Wasser. Schwarz wie die Nacht, schwarz wie die Magie. Der Wind strich durch kahle Bäume, er umschmeichelte Büsche, kämmte das hohe Gras und brachte einen seltsam fauligen Geruch vom nahen Moor mit. Nirgendwo durchbrach ein Lichtschein die Nacht. Sie war so schwarz, als hätte der Teufel seine Hand davorgehalten, um jegliche Helligkeit zu bremsen.
Dunkel glänzte auch das Wasser des Sees. Es schien aus Teer zu bestehen, und an den Ufern wuchs das Schilf kerzengerade aus dem Schlamm.
Wenn der Wind über die glatte Fläche strich, schien er aus tausend Fingern zu bestehen, die unsichtbar in das dunkle Wasser stießen und es zu lang auslaufenden Wellen kräuselten.
Hoch über dem See schwebten die Wolken. Sie waren ebenfalls schwarz und erinnerten in ihren Ausmaßen an riesige Untiere, die langsam vorgeschoben wurden.
Es war eine Nacht, wie sie von den Menschen nicht gern erlebt wurde. In so einer Nacht entstanden Geschichten, da drängten die Geister aus finsteren Grüften, und wäre der Vollmond am Himmel zu sehen gewesen, man hätte die Nacht als ein ideales Vampirwetter bezeichnen können.
Das alte Haus stand am Nordufer des Sees. Vom Ufer her waren es nur wenige Schritte. Früher war es einmal ein Hotel gewesen, dann war der Besitzer pleite gegangen und das Haus hatte leergestanden. Wenigstens offiziell.
Manche aber wußten etwas anderes zu berichten. Sie sahen des nachts, wenn sie zufällig über das schwarze Gewässer des Sees ruderten, Licht im Haus. Manchmal schimmerte es wie ein großer weißer Flecken, verteilte sich oft über eine Etage, und hinter den Fenstern war dann der Umriß eines ungeheuren Wesens zu sehen.
Vergleichbar mit einer Riesenspinne.
Aber auch das Mädchen wurde gesehen. Ebenfalls in der Nacht.
Wenn der Vollmond schien, stand sie meist auf dem Dachfirst und

schaute über den See, als würde sie etwas suchen, was dort in der schlammigen Tiefe verborgen lag.

Das Haus hatte seine Geschichte, das Haus hatte sein Geheimnis.

Und es gab Männer, die das Geheimnis lüften wollten, um dem Spuk ein Ende zu bereiten.

Die Legende erzählte von einem Mann, der dort sein Unwesen treiben sollte.

Ein Mann und ein Mädchen…

Erst als die Wirren des Weltkrieges über ein Jahrzehnt vergessen waren, da machten sich die Männer daran, das Rätsel des Hauses zu lüften. Und wieder war die Nacht stockfinster, so daß die berühmte Hand nicht vor Augen zu sehen war.

Die Männer wußten sich zu helfen. Sie hatten Fackeln mitgebracht, die sie anzündeten. Am oberen Ende der Stangen befanden sich die dicken Pechköpfe, die brennend ein düsteres Licht abgaben, dessen Rußfahnen den Männern in die Gesichter geweht wurden.

Hintereinander gingen sie. Sie sprachen kein Wort, denn sie hatten alles beredet. Nur ihre Schritte waren zu hören und hin und wieder das Klirren der schweren Ketten.

Es waren ihre Waffen.

Ketten, Hämmer, Nägel…

Sie gingen zum See. Schon bald wurde der Boden weicher, nasser. Wo sie hintraten, hinterließen sie auch Abdrücke im Boden, die sich sehr schnell mit Wasser vollsaugten. Es war eine dunkle Brühe, sie roch faulig, und man merkte, daß sie aus dem Sumpf kam.

Bald erreichten die sechs Männer das Ufer. Es war keine kalte Nacht, trotzdem hatten sie Jacken übergezogen. Das Haus, ihr eigentliches Ziel, befand sich genau am entgegengesetzten Ufer. Sie mußten quer über den See rudern.

Das taten sie auch.

Der Reihe nach gingen sie über den schmalen Steg, an dem das lange Boot festgeleint war. Hintereinander stiegen sie ein, setzten ihre Füße auf die schwankenden Planken, das Boot schaukelte. Die Männer steckten die Fackeln in die dafür vorgesehenen Ösen. Es waren Eisenringe. Im Durchmesser dem der Fackelstäbe angepaßt.

Dann griffen sie zu den Rudern, während einer von ihnen das Tau löste. Sie stammten alle aus der Gegend, kannten den See und konnten auch mit einem Boot umgehen. Sie wußten, wie sie zu rudern hatten, ohne dem anderen in die Quere, zu kommen.

Sechs Fackeln steckten insgesamt an den beiden Seiten des Kahns. Ihr Licht tanzte, die einzelnen Flammen wurden vom Wind bewegt, sie berührten sich, und aus der Ferne mußte es so aussehen, als würden über dem Boot zwei brennende Schnüre liegen und frei in der Luft schweben.

Sie ruderten schweigend.
Jeder tauchte sein Paddel im selben Rhythmus in das Wasser, so daß der lange Kahn allmählich Fahrt bekam und dann ziemlich zügig über die dunkle Wasserfläche glitt.
Nur wenn die Ruderblätter in das Wasser tauchten, dann wurden hin und wieder helle Spritzer in die Höhe gewirbelt, die anschließend wieder ins Wasser zurückklatschten.
Auf der Oberfläche spiegelte sich das Licht der Fackeln. Durch die Wellen wurde auch das Licht bewegt, und es sah so aus, als würden zwei glühende Schlangen über die schwarze Oberfläche des Sees hinweghuschen.
Sie wollten zum Haus, und sie wollten zu ihm, um einen schrecklichen Fluch zu beenden.
Sie hatten lange genug gewartet und sich die Geschichte immer wieder angehört.
Es mußte etwas Wahres dransein. Für die Männer gab es keine andere Möglichkeit.
Sie würden töten…
Kräftige Fäuste umklammerten die Ruderstangen. Schaumig glitt das Wasser an den Bordwänden entlang, und der Bug des Bootes besaß einen kleinen weißen Bart.
»Da!« Einer der Männer unterbrach das Schweigen. Er saß als erster in der Reihe, und seine Hand deutete über die Wasserfläche nach vorn, wo am anderen Ufer, das nur mehr zu ahnen war, ein heller Fleck zu sehen war.
Ein Licht!
Einer lachte. »Sie sind da«, sagte er dann dumpf. »Sie haben sogar Licht an. Ob sie uns erwarten?«
»Das können sie ruhig«, meinte ein dritter. »Wir sind immer stärker als sie. Immer…«
»Ja, das sind wir«, antwortete der vierte.
»Und das Mädchen?«
»Wenn es das Mädchen gibt, wird es getötet«, erwiderte derjenige, der das Licht als erster bemerkt hatte.
Einer spie über die Bordwand. »Man sollte das verdammte Haus bis auf die Grundmauern abbrennen«, schlug er vor.
Andere waren dagegen. »Weshalb? Es ist noch gut. Vielleicht kauft es jemand?«
»Diese Horror-Burg?«
»Kann doch sein.«
»Seid ruhig und rudert weiter! Wir haben es gleich geschafft. Über die Hälfte liegt hinter uns, Freunde!«
Da hatte der Sprecher recht. Sie bewegten sich bereits auf dem letzten Drittel, und jeder von ihnen wußte, daß der See hier flacher

wurde. Sie konnten die Paddel nicht mehr so tief eintauchen.
Ihre Gesichter wirkten im Schein der Fackeln maskenhaft starr.
Hart die Gesichtszüge. Da waren Lippen zusammengekniffen, da zuckte kein Muskel, da stand nur das haßerfüllte Brennen in den Augen der sechs Männer. Mordlust, der Wille zum Töten, eine Rache, die sich in langen Monaten aufgestaut hatte.
Da sie schwiegen, hörten sie das Schleifen unter dem Kiel. Die Männer holten die Ruder ein. Auch jetzt wußte jeder, was er zu tun hatte. Sie stiegen aus dem Boot und wateten ins Wasser. Ihre Füße wurden nicht naß, denn sie trugen Stiefel, deren Schäfte bis zu den Knien reichten.
Daß man sie hatte sehen können, störte sie nicht. In der Dunkelheit war der Fackelschein weit sichtbar. Die anderen sollten erkennen, wer da kam, und erleben, was ihnen blühte. Die Männer glaubten auch nicht, daß die Bewohner fliehen wollten, und das Licht leuchtete weiterhin im Innern des Hauses.
Sie durchbrachen den Schilfgürtel, wühlten mit ihren Füßen den Schlamm auf, ließen das Wasser hinter sich und gerieten auf die feuchte Uferwiese vor dem Haus.
Sie war fast frei einzusehen, nur wenige Büsche boten Deckung oder beeinträchtigten die Sicht.
Die Männer sammelten sich, bildeten einen Kreis und nahmen sich noch einmal das Versprechen ab, alles zu tun, was in ihrer Macht stand.
Dann gingen sie auf das Haus zu…

***

Zuerst glaubte ich an einen Irrtum und blieb steif sitzen. Judy mußte bemerkt haben, daß ich mich nicht mehr bewegte, denn sie fragte mit leiser Stimme: »Was ist geschehen?«
»Nichts«, murmelte ich geistesabwesend.
»Sie lügen, Mr. Sinclair.«
Ich starrte auf den Schatten, dessen Umrisse zitterten. Eine Blinde sagte mir ins Gesicht, daß ich lügen würde. Wieso? War sie etwa doch nicht blind?
Darüber wollte ich jetzt nicht nachdenken und auch nicht richten.
Mich interessierte der Schatten vor der Scheibe und der Jalousie.
Eine gewaltige Spinne. Ein schauriges Monstrum, auch aus meiner Sicht zu erkennen, wobei ich nicht gerade in seiner Nähe stand.
Eine Riesenspinne, sicherlich so groß wie ein Mensch.
Ich schüttelte mich. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß ich es mit Riesenspinnen zu tun bekam. Ähnliche Abenteuer lagen bereits hinter mir. Und die Spinne, sollte sie sich tatsächlich als eine solche entpuppen, mußte irgendwie in Verbindung mit dem Mädchen stehen,

denn in seinen Augen hatte ich die beiden Spinnen gesehen.

Ich stand auf. Die Matratze bewegte sich dabei, und Judy hatte es bemerkt. »Wo wollen Sie hin, Mr. Sinclair?«

»Zum Fenster.«

»Was gibt es dort zu sehen?«

Ich grinste nach dieser Frage. Die Wahrheit wollte ich ihr nicht sagen, vielleicht wußte Judy sie ohnehin, dann kam ich mir lächerlich vor. Deshalb schwieg ich.

Sie ließ aber nicht locker. »Mr. Sinclair, bitte, was wollen Sie da sehen?«

»Das erzähle ich Ihnen gleich.« Nach diesen Worten lockerte ich die Beretta in meiner Halfter, um die Waffe so rasch wie möglich ziehen zu können.

Vor der Scheibe blieb ich stehen. Rechts befand sich das lange Band, an dem man die Jalousie in die Höhe ziehen konnte. Ich faßte es an und zog es allmählich in die Höhe, dabei hielt ich den Blick auf die Spinne gerichtet.

Die Jalousie gab immer mehr von der Scheibe frei. Zuerst nur die untere Hälfte, ich zog weiter und hätte an sich die Beine der Spinne sehen müssen, da war nichts.

Ein freier Blick nach draußen auf den Parkplatz wurde mir gestattet, wo auch mein Bentley stand.

Keine Spinne zu sehen!

Das sollte begreifen, wer wollte. Ich jedenfalls nicht und schüttelte den Kopf. Hatte mich ein Spuk genarrt?

War diese Spinne nur Einbildung gewesen?

Das wollte ich nicht so recht glauben, denn ich hatte die Umrisse genau erkennen können. Den halbrunden Körper, die langen Beine.

Nein, das war keine Täuschung gewesen. Um sicherzugehen, öffnete ich das Fenster. Es besaß zwei Hälften, die erste zog ich auf und bog meinen Oberkörper nach draußen, wobei ich ein dumpfes Gefühl hatte, denn die Spinne konnte auch über mir lauern.

Zuerst schaute ich nach unten. Mein Blick glitt dabei direkt an der Hauswand entlang, aber von dem Monstrum war keine Spur zu sehen. Ich entdeckte sie auch nicht, als ich meinen Blick nach rechts und anschließend nach links gleiten ließ. Sie war verschwunden, und zwar so schnell, als hätte sie sich in Luft aufgelöst.

Das war mir ein Rätsel.

Vom Bett her hörte ich die dünne Stimme der Blinden. »Mr. Sinclair, bitte, was machen Sie da?«

»Ich hole mir frische Luft.«

»Das kann ich Ihnen nicht glauben.«

»Ist aber so«, erwiderte ich, schaute mir noch einmal die Hauswand an, fand sie leer und wandte mich wieder um. Als ich das Fenster

schloß, zitterten die Scheiben.

Langsam schritt ich wieder auf das Bett zu und setzte mich neben die Blinde. Abermals schaute ich in ihre Augen, und jetzt sah ich die beiden Spinnen nicht mehr.

Verdammt, das schlug dem Faß den Boden aus. Wollte man mich hier auf den Arm nehmen? Narrte mich ein Spuk?

»Was haben Sie, Mr. Sinclair?« Das Mädchen konnte mich mit seiner Fragerei ganz schön fertigmachen. Ich wußte im Moment keine Antwort, denn ich war mir über Judys Rolle ebenfalls nicht im klaren. Spielte sie mir etwas vor? Wußte Judy Bescheid und wollte nur nichts sagen?

Fast mußte ich damit rechnen, und ich schaute sie scharf an.

Dabei hielt ich meine Hand noch dicht vor ihre Augen und bewegte schnell die Finger, doch sie reagierte nicht.

Judy war blind!

Tief atmete ich ein, bevor ich die nächste Frage stellte. »Sagen Sie mal, Judy, mögen Sie Spinnen?«

»Spinnen?«

»Ja, diese Tierchen, vor denen sich die meisten Frauen oder Menschen ekeln.«

»Nein, wieso?«

»Ich dachte es nur, weil ich in Ihren Augen zwei kleine Spinnen gesehen habe.«

»Da müssen Sie sich täuschen, Mr. Sinclair. Ich kann nicht sehen.«

»Das habe ich auch nicht gesagt. Aber ich sah in Ihren Augen zwei kleine Spinnen.«

»Sie sollten vorsichtig sein, denn sie sind gefährlich. Bleiben Sie weg, Mr. Sinclair, falls es nicht schon zu spät für Sie ist. Glauben Sie mir!«

Jetzt verstand ich überhaupt nichts mehr. Da hatte Judy innerhalb von wenigen Sekunden ihre gesamte Haltung geändert.

Aus welchem Grund denn nur, zum Henker? Zuerst hatte sie getan, als würde sie das alles nichts angehen, jetzt redete sie plötzlich völlig anders und sprach eine Warnung aus. Meinte sie vielleicht die Spinnen damit?

»Ich verstehe Sie nicht, Judy. Wovor soll ich mich hüten? Sagen Sie mir doch endlich etwas Konkretes, ich bitte Sie!«

»Das Haus, Mr. Sinclair. Es ist verflucht. Fahren Sie nie dorthin. Da wohnt das Grauen…«

»Die Spinnen?«

»Vielleicht«, hauchte sie, »vielleicht wohnen dort die Spinnen. Alles ist möglich…«

Ich hob die Schultern. »Und wo finde ich das Haus?«

»Am See, nicht weit vom Moor. Es sieht alles so harmlos aus, aber es ist gefährlich, gefährlich…«

»Auch für Sie?«
»Ich weiß es nicht. Ich warne nur…«
Die Angaben waren mir nicht konkret genug. Was meinte sie mit diesen Andeutungen, und weshalb hatte man sie überhaupt in dieses Krankenhaus gelegt? Denn krank schien sie mir nicht zu sein. Vor allen Dingen nicht bettlägerig.
»Wer hat Sie hergebracht?« wollte ich wissen.
»Der Mann.«
»Kennen Sie seinen Namen?«
»Nein, aber ich spürte sein Auto. Ich bin dagegengelaufen. Er wollte nicht stoppen, aber ich mußte ihn warnen, denn er durfte nicht in sein Verderben fahren.«
»Was ist denn so schlimm?« Allmählich fiel mir das Drumherumgerede auf den Geist. Ich fühlte mich ein wenig auf den Arm genommen, und bei gefährlichen Dingen, wie sie sich hier anbahnten, wollte ich das nicht zulassen. Soweit ich erkennen konnte, hatte das Mädchen keinen körperlichen Schaden erlitten. Ich wollte allerdings noch mit dem Arzt sprechen. Wenn er meine Ansicht bestätigte, hatte ich vor, zusammen mit ihm und Judy diesem seltsamen Haus einen Besuch abzustatten. Und das sagte ich ihr auch.
Zuerst reagierte Judy nicht. Wahrscheinlich hatten sie meine Worte zu sehr überrascht. Dann begannen ihre Hände zu zittern.
Die Finger bewegten sich. Judy bog sie nach innen, bekam einen Teil des Lakens zu fassen und knetete es durch. Schweiß trat aus ihrer Haut und legte sich auf die Stirn.
»Was haben Sie?« fragte ich.
»Wir können nicht zu dem Haus. Ich kann nicht…«
»Sagen Sie mir den Grund. Ist es Angst?«
»Nein, nein, keine Angst. Ich möchte Ihnen den Grund nicht nennen. Es ist…« Schlagartig war es mit ihrer Ruhe vorbei. Sie warf sich wild auf dem Bett herum, schleuderte ihren Körper von einer Seite auf die andere, schluchzte und knirschte mit den Zähnen.
Ich wollte sie festhalten, sah in ihren Augen wieder die kleinen Spinnen erscheinen und wurde abgelenkt, denn vom Flur her hörte ich die gellenden Schreie.
Sofort schoß ich in die Höhe, drehte mich und rannte auf die Zimmertür zu. Als ich sie aufwuchtete, flog mein Blick zuerst nach links. Dort lag der Gang leer. Geschrien hatte da niemand. Aber auf der rechten Seite sah ich etwas.
Es war der Arzt, der mich auch hergebracht hatte. Und er befand sich als Opfer zwischen zwei langen Beinen einer Riesenspinne…

***

Es war ein schreckliches Bild, und es traf mich tief. Mit einem Blick

konnte ich feststellen, daß der Mann keine Chance hatte. Dieses Riesentier mit den großen Facettenaugen war ihm überlegen, obwohl der Arzt um sich schlug und auch seine Fäuste gegen den Körper der Spinne hämmerte.

Er traf nur den harten Chitinpanzer, der wie Stahl wirken mußte, denn einen Erfolg erzielte der Arzt nicht. Die Spinne ließ ihr Opfer nicht aus den Klauen.

Zudem hatte sie ihn bereits verletzt, denn genau dort, wo die Beine zudrückten, sah ich die beiden roten Flecken, die den ansonsten blütenweißen Kittel des Arztes näßten.

Blut!

Eine Erklärung für diesen Horror besaß ich nicht. Für mich zählte einzig und allein das Leben des Menschen.

Und das mußte ich retten.

Ich startete wie ein Sprinter, während die Spinne die beiden vorderen Beine in die Höhe hob und ihr Opfer somit über dem Boden schwebte.

Die Waffe hielt ich bereits in der Hand, aber ich schoß nicht, die Chance, den Arzt zu treffen, war einfach zu groß, denn genau in dem Augenblick ließ er sein Opfer los und wuchtete es auf mich zu.

Der Arzt flog mir wie eine Puppe entgegen. Er bewegte Arme und Beine, und ich wich nicht aus.

Ich stemmte mich ein, beugte den Oberkörper vor und fing den Mann ab. Schwer prallte er gegen mich. Den Halt fand ich nicht mehr. Gemeinsam fielen wir zu Boden, wobei der wimmernde Mann auf mir liegenblieb und dann schwer zur Seite rollte.

Sofort war ich auf den Füßen und zielte mit der Beretta in einen leer vor mir liegenden Gang.

Die Spinne war verschwunden. Sie hatte sich von einer Sekunde zur anderen aufgelöst.

Ich drehte mich. Vielleicht hatte sie uns übersprungen, als wir auf dem Boden lagen, doch auch an dieser Seite war der Gang leer. Von der Spinne sah ich kein Bein.

Kopfschüttelnd stand ich da. Das konnte begreifen, wer wollte, ich schaffte es nicht. Einer Halluzination war ich nicht erlegen, das stand fest, denn ich brauchte nur auf den Arzt zu schauen, der verletzt vor meinen Füßen lag und unter Schmerzen stöhnte.

Ich kniete mich neben ihn.

Die beiden Spinnenbeine waren durch seine Kleidung gedrungen und hatten zwei Wunden hinterlassen. Eine befand sich am Rücken, die andere etwas tiefer an der Vorderseite und zwar in Höhe des Bauches. Der Mann war nicht bewußtlos, er mußte ungeheuer leiden, und ich sah an der Wand eine Alarmglocke.

Mit der flachen Hand schlug ich auf den Knopf. Es schrillte zwar keine Alarmsirene durch den Flur, ich hoffte jedoch an der richtigen

Stelle das Signal ausgelöst zu haben.
Das war in der Tat der Fall.
Plötzlich wurden zwei Türen aufgestoßen. Mehrere Personen verließen die Räume. Zwei Ärzte, eine Krankenschwester und sie blieben, wie vor eine Wand gelaufen, stehen, als sie uns im Flur sahen.
Die Krankenschwester konnte sich nicht beherrschen. Sie schrie:
»Das ist ja Dr. Valentin!«
»Ja, verdammt!« rief ich. »Tun Sie etwas!«
Es war vielleicht ungerecht, daß ich so reagierte, aber ich wollte nicht, daß der Mann starb.
Die beiden Kollegen des Verletzten scheuchten mich zur Seite.
Die Schwester lief, um eine Trage zu holen, während die Ärzte ihren Kollegen so rasch wie möglich einer ersten Untersuchung unterzogen.
»Sieht übel aus«, meinte der jüngere der beiden und ballte die Hände zu Fäusten.
»Notoperation!« schlug der andere vor, als er den Kittel seines Kollegen aufknöpfte.
Ich kam mir überflüssig vor und setzte mich auf eine Wartebank.
Kaum hatte ich Platz genommen, als der Flur von einer wilden Hektik erfüllt wurde. Eine fahrbare Trage wurde herangeschoben, man bettete den Verletzten vorsichtig darauf, und die beiden Männer schoben die Trage in Richtung OP-Saal.
Ich blieb sitzen. Sicherlich würde man mir Fragen stellen, wobei ich mir bereits jetzt überlegen konnte, welche Antworten ich geben würde. Die Wahrheit konnte ich kaum sagen, niemand hätte sie mir geglaubt: Sie war auch zu unwahrscheinlich.
Vielleicht half mir das Mädchen. Ich mußte Judy endlich einmal zum Sprechen bringen, damit sie mir erklärte, was sich tatsächlich hier alles abspielte.
Kaum war der Gedanke in mir hochgezuckt, als ich mich bereits erhob und auf Judys Zimmer zuschritt. Die Tür war beim Verlassen des Raumes hinter mir ins Schloß gefallen. Ziemlich wuchtig stieß ich sie wieder auf, denn ich war verdammt wütend geworden. Ich kam mir vor wie ein Spielball, der von einer Partei zur anderen geworfen wurde.
Wie festgeleimt blieb ich auf der Türschwelle stehen und starrte auf das Bett.
Es war leer.
Von Judy keine Spur!

***

Das blinde Mädchen mit den Spinnenaugen schien sich in Luft aufgelöst zu haben, und ich stand da wie ein begossener Pudel. Zum zweitenmal innerhalb von Minuten hatte man mich geleimt, und ich

war kaum schlauer geworden.
Ein Ding der Unmöglichkeit. Zu erklären nur mit Schwarzer Magie. Trotzdem forschte ich nach einer anderen, normalen Lösung, und ich schaute mich im Zimmer um, ob ich vielleicht nicht doch etwas entdecken konnte. Vielleicht hatte sich Judy irgendwo versteckt, doch ich suchte vergebens. Das Mädchen war und blieb verschwunden.
Nur das etwas zerwühlte Bett deutete darauf hin, daß in ihm jemand gelegen hatte.
Dabei hätte sie mir noch einiges sagen können, nun stand ich da und wußte so gut wie nichts. Die Spur war abgeschnitten worden, radikal gekappt. Ich verließ das Zimmer und trat wieder auf den Gang. Gerade im richtigen Moment, denn aus dem Aufzug stieg ein dunkelhaariger Mann, der eine getönte Brille trug.
Ich kannte ihn. Es war der Chefarzt, Professor Latimer. Als er mich sah, ging ein Ruck durch seinen Körper, und er steuerte mich mit großen Schritten an. »Auf Sie habe ich gewartet«, sagte er noch im Laufen. »Ich glaube, daß Sie uns eine Erklärung schuldig sind. Was ist mit Dr. Valentin geschehen?«
Ich antwortete mit einer Gegenfrage. »Wie geht es ihm denn?«
Der Professor strich über seine schüttere Haarpracht. »Schlecht, muß ich Ihnen ehrlich sagen. Es geht ihm schlecht. Wir werden Mühe haben, ihn durchzubekommen.«
Er schaute mich forschend an und wartete auf meine Erklärung, mit der ich auch nicht hinterm Berg hielt. »Dr. Valentin ist von einem Monstrum angegriffen worden.«
»Aha. Und wo ist es?«
»Verschwunden. Ebenso wie die Patientin, die hier eingeliefert wurde. Sie kennen das junge Mädchen!?«
»Beide sind weg?«
»Ich sagte es.«
»Das soll ich Ihnen glauben, Mr. Sinclair?«
»Sie müssen es. Das ist die reine Wahrheit.«
Er schaute mich scharf an. In ihm kochte es, das war nicht zu übersehen. »Okay«, sagte er, »Sie sind von Scotland Yard. Ich weiß, daß Sie Sondervollmachten besitzen, aber in diesem Krankenhaus bin ich der Chef. Und ich möchte von Ihnen genau wissen, was sich hier abgespielt hat. Sonst wird es einen Skandal geben, der sich gewaschen hat, und ich kann dabei auch keine Rücksicht auf Scotland Yard nehmen. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden.«
»Sicher, Professor Latimer. Sie haben laut genug geredet. Ich jedoch bleibe bei meiner Aussage. Dr. Valentin ist von einer Riesenspinne verletzt worden. Sie befand sich in diesem Gang, wo wir jetzt stehen. Glauben Sie mir.«
»So etwas gibt es nur in Horror-Filmen!«

»Nein, auch in Wirklichkeit. Und Sie können mir nicht das Gegenteil beweisen.«

»Wie sollte diese Spinne in unser Hospital gekommen sein, das frage ich Sie, Mr. Sinclair?«

»Eine sehr gute Frage«, erwiderte ich. »Aber ich kann Ihnen leider keine Antwort geben, denn ich stehe selbst vor einem Rätsel.«

»Das glaube ich Ihnen nicht!«

»Es bleibt Ihnen überlassen, Professor. Aber denken Sie mal nach. Welchen Grund sollte ich haben, Sie anzulügen? Können Sie mir das verraten? Ich selbst bin an einer Aufklärung des Phänomens ebenso interessiert wie Sie, und ich will auch, daß Dr. Valentin durchkommt. Vielleicht können Sie ihn fragen. Er wird reden, später…«

»Das weiß ich selbst.«

»Na bitte.«

Der Professor schaute auf seine Schuhspitzen. »Angefangen hat alles mit diesem Mädchen, dieser Judy Garrets. Sie ist eingeliefert worden, und der Mann, der sie gebracht hat, erzählte etwas von Riesenspinnen und Monstren, so daß wir die Polizei verständigten. Mich rief dann Ihr Chef, Sir James, an. Ich habe das alles nicht für tragisch gehalten, ich glaubte an Phantastereien, aber jetzt…«

»Wo finde ich den Mann, der Judy eingeliefert hat?«

»Er wird weg sein.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Professor. Dr. Valentin sagte mir, daß er warten wollte.«

»Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben. Aber wenn Sie mit ihm reden wollen, dann unten, wo sich der Kiosk befindet. Dort haben wir einen Warteraum, der…«

»Professor Latimer. Professor Latimer.« Eine Krankenschwester rief den Namen des Chefarztes. Sie stürmte aus einem Zimmer und hatte vor Aufregung rote Wangen.

»Was ist denn los?«

»Dr. Valentin ist zu sich gekommen. Er… er hat ein paar Worte reden können.«

»Und?«

»Es ist verrückt, aber er sprach von einer großen Spinne. Von einem riesigen Tier, das…«

Ich war wie elektrisiert. »Hat er noch mehr gesagt?« fiel ich der Schwester ins Wort.

»Nein, nur davon. Dann wurde er wieder bewußtlos. Im Moment wird er behandelt.«

Professor Latimer nickte. »Es ist gut, Schwester, vielen Dank, daß Sie es uns mitgeteilt haben.«

»Ja, natürlich.« Die Schwester hatte verstanden, machte kehrt und ging davon.

»Nun?«

»Tja, Mr. Sinclair. Ich glaube, ich muß mich bei Ihnen entschuldigen. Ihre Angaben scheinen der Wahrheit zu entsprechen. Tut mir leid, daß ich Ihnen Schwierigkeiten gemacht habe, aber ich konnte nicht wissen, daß es so etwas gibt.«

»Manchmal steht der Naturwissenschaftler vor den Dingen wie ein Sechsjähriger vor der Bruchrechnung«, erwiderte ich. »Es gibt in der Tat Dinge, die wir nicht oder kaum beeinflussen können. Jetzt aber, werde ich mit dem Mann reden, der Judy gebracht hat. Wissen Sie seinen Namen, Profesor?«

»Ja, Rigg.«

»Danke.«

»Und sollten sich neue Fakten ergeben, dann informieren Sie mich. Ich habe leider zu tun. Eine Operation, die keinen längeren Aufschub duldet.«

»Klar, ich halte Sie auf dem laufenden.«

Mit dem Lift fuhr ich ins Erdgeschoß. Einen Kiosk fand ich nicht.

Auf meine Frage hin erklärte man mir, daß sich der Zeitungsstand und auch der Warteraum eine Etage tiefer befänden.

Da nahm ich die Treppe.

Der Kiosk stand inmitten des Warteraums. Eine buntes Viereck zwischen den graugrün gestrichenen Wänden, an denen Bänke angebracht worden waren. Es gab auch Tische und Stühle. Da am Kiosk nicht nur Zeitschriften, Rauchwaren und Süßigkeiten verkauft wurden, sondern auch Kaffee, tranken einige Leute, die hier saßen, das braune Gebräu. Die meisten hockten zu zweit an den Tischen. Nur einer saß allein. Das mußte eigentlich dieser Rigg sein.

Ich steuerte den Tisch an und blieb dicht davor stehen. »Mr. Rigg?« fragte ich.

»Ja.«

»Ich bin Oberinspektor Sinclair.«

Er verzog die Mundwinkel. »Shit«, sagte er. »Sie sind Beamter, wie? So kommen Sie mir auch vor. Nur Beamte können einen normalen Menschen so lange warten lassen.«

Dieser Rigg schien ein ungeduldiger Zeitgenosse zu sein, aber ich blieb ruhig.

»Können Sie sich unter Umständen vorstellen, daß ich aufgehalten worden bin?«

»Schwer.«

»Es ist aber so. Und zwar von einer Riesenspinne, von der Sie auch gehört haben wollen.«

Rigg lehnte sich zurück. Er hatte pechschwarzes, ziemlich langes Haar, das fettig glänzte. Seine Gesichtshaut war blaß. Er trug eine dicke Brille, und als Kleidung hatte er sich zur Lederjacke und zum

Hemd noch einen Schal um den Hals geschlungen. Bei seiner Antwort verzog er die fleischigen Lippen. »Sieh mal an, ein Polizist, der mir glaubt. Ich werde verrückt.«

»Weshalb sollte ich Ihnen nicht glauben?«

»Weil ich euch kenne.«

»Okay, Sie kennen uns.« Ich nickte. »Aber das ist nicht das Thema. Von Ihnen möchte ich gern wissen, was genau geschehen ist. Bisher tappe ich im dunklen.«

Rigg griff zu den Zigaretten und zündete sich ein Stäbchen an.

Durch die Rauchwolke grinste mir der etwa 25jährige Mann ins Gesicht. »Ein Polizist, der im dunkeln tappt. Jerry, das finde ich Spitze.« Er sprach mehr zu sich selbst. »Das Ganze, war eine Schnapsidee. Ein paar Freunde und ich, auch Ehepaare, wollten einen draufmachen. Es gibt da ein altes Hotel. Wir haben uns über das Wochenende dort eingemietet. Der Laden ist zwar nicht besonders komfortabel, aber er besitzt eine Bowling-Bahn. Spielt auch keine Rolle. Jedenfalls ist meine Frau Emily auf den Gedanken gekommen, ein paar Tage auszuspannen. Wir mieteten uns einen Kleinbus und gondelten los. Auf halber Strecke erschien plötzlich mitten auf der Straße das Mädchen. Ich bremste noch ab, zu spät. Die Kleine wurde erfaßt und zu Boden geschleudert. Äußerliche Verletzungen haben wir nicht feststellen können. Die Kleine war nur blind. Sie wissen ja selbst, wie das ist. Das Mädchen konnte innere Blutungen oder Verletzungen haben, deshalb beschlossen wir, die Fahrt zu unterbrechen und sie in ein Krankenhaus zu bringen. Das war alles, großer Meister.«

»Und sie hat nichts erzählt?«

Jerry Rigg saugte an seiner Zigarette. »Was sollte sie denn alles erzählen?«

»Sie warnen, zum Beispiel.«

Rigg beugte sich vor und stäubte Asche ab. »Das schon«, gab er zu. »Aber wir haben es nicht ernst genommen. Sie redete da von seltsamen Spinnen, die sich in dem Haus befinden sollen. Spinnen, so groß wie Menschen. Die gibt es ja wohl nicht.« Er lachte leise.

Ich hob die Schultern. »Sagen wir so. Wir wollen es nicht hoffen, daß diese Tiere existieren, obwohl ich ein wenig anders darüber denke, Mr. Rigg.«

»Unsinn. Und ein Polizist wie Sie sollte sich davon nicht verrückt machen lassen. Ihr seid doch alle so große Realisten. Meine Freunde und ich jedenfalls haben den Plan nicht aufgegeben. Da kann die Kleine noch zehnmal warnen.«

»Sie sollten sich ein anderes Hotel suchen.«

»Nein, Mann. Das ist auch kein Hotel in dem Sinne. Man muß sich selbst verpflegen, alles mitbringen. Wir leben da wie in einem eigenen Haus, nur eben mit einer Bowling-Bahn. Das Geld überweisen wir

einem Makler, das heißt, wir haben es schon getan und auch den Schlüssel bekommen. Hier ist er.« Rigg griff in die Tasche und holte ihn hervor. Er hielt ihn so hoch, daß ich ihn sehen konnte.

»Ich kann Sie und Ihre Freunde verstehen, Mr. Rigg, aber Sie sollten wirklich vorsichtig sein.«

»Ach, hören Sie auf! Wir fahren dahin und fertig. Sagen Sie mal, wie geht es der Kleinen eigentlich?«

»Recht gut.«

»Keine inneren Verletzungen?«

»Soviel ich weiß, nicht.«

»Dann bin ich ja beruhigt.« Er schlug mit der flachen Hand auf die Tischplatte. »Brauchen Sie mich noch, Mr. Sinclair?«

»Nein. Nur lassen Sie sich meine Warnung noch einmal durch den Kopf gehen. Das Mädchen könnte recht gehabt haben.«

»Ach, woher!« Er stand auf und schob seinen Stuhl zurück.

»Haben Sie sonst noch Fragen?«

»Ja, ich möchte gern wissen, wo das Haus liegt.«

Er lachte. »Das finden Sie kaum. Da gibt es keinen Ort in der Nähe.«

»Dann sagen Sie mir den, der am nächsten liegt.«

»Wisborough Green.«

Ich hob die Schultern. »Kenne ich nicht.«

Er ging schon zur Tür. »Liegt praktisch zwischen London und der Südküste. Schauen Sie auf der Karte nach. Das Haus kennt auch jeder, den Sie fragen.«

»Es ist möglich, daß wir uns dort sehen«, erklärte ich dem Mann.

Er verzog die Mundwinkel. »Leider. Wenn es eben geht, bleiben Sie da. Meine Freunde mögen keine Polizisten. Sie verstehen?« Er grinste und verschwand.

Jerry Rigg war uneinsichtig. Konnte ich ihm einen Vorwurf machen? Wohl kaum.

Ich holte mir eine Tasse Kaffee und rauchte eine Zigarette. Bei dieser Beschäftigung dachte ich über den Fall nach.

Es war ein Fall, daran gab es nichts zu rütteln. Eine Sache, um die wir uns kümmern mußten. Uns, damit meinte ich Suko und mich, denn ich wollte meinen Partner wieder mit in das Geschehen hineinbringen. Seine Handverletzung war gut verheilt. Er hatte sich sowieso schon beschwert, daß die letzte Sache, als es um die Tochter des Totengräbers ging, ohne sein Zutun über die Bühne gelaufen war.

Ein wahrlich seltsames Haus, von dem Jerry Rigg gesprochen hatte. Ein verlassenes Hotel, oder ein Hotel ohne Personal, aber mit einer Bowling-Bahn im Keller.

Daß es so etwas gab. Davon hatte ich noch nie gehört, aber man lernt ja nie aus.

Ich zerdrückte den Zigarettenstummel im Ascher, stand auf und

suchte ein Telefon. Noch immer machte ich mir Sorgen um Dr. Valentin. In der Station rief ich an und bekam die Stationsschwester an den Apparat.

Sie gab mir Auskunft und berichtete, daß Dr. Valentin die Operation gut überstanden hätte.

Ein kleiner Stein fiel mir vom Herzen. Es wäre schlimm gewesen, wenn der Angriff des Spinnenmonstrums einen Erfolg gezeigt hätte. Mich hielt in dem Krankenhaus nichts mehr. So rasch wie möglich verließ ich den Komplex, klemmte mich hinter das Lenkrad des Bentley und startete.

Mein Ziel war Scotland Yard!

***

Aus Judys Träumen

Die sechs Männer hatten das Boot verlassen. Der Fackelschein umwehte sie wie ein zuckendes Gespinst aus rotem und gelbem Licht.

Sie gingen auf das Haus zu und sahen das Licht hinter den Scheiben des ersten Stockwerks sowie den Schatten, der dort aufund abging.

Aber sie sahen nicht das Mädchen.

Es stand in einer kleinen Nische links neben der breiten Eingangstür, schaute an einem Baumstamm vorbei und konnte das Wasser des Sees sehen. Es hatte die Männer längst bemerkt, und es wußte, daß es die zu allem entschlossenen Leute nicht aufhalten konnte.

Das Boot hatten sie inzwischen verlassen. Auf dem weichen Boden klangen die Schritte dumpf, manchmal übertönt von dem Klirren der Waffen. Hin und wieder glänzte auch eines der Kettenglieder, und in dem blondhaarigen Mädchen stieg die Angst hoch.

Gern wäre sie ins Haus gelaufen und hätte sich versteckt, aber sie kam nicht von der Stelle.

Judy stand dort wie eine Statue. Ihr Blut war in Wallung geraten.

Sturm schien durch ihre Adern zu peitschen und das Blut in hohen Wellen in ihr Gehirn zu schleudern, wo es unter der Schädeldecke anfing zu hämmern. Das war nicht normal. Aber was war schon normal? Ihr Vater etwa, der diese schrecklichen Dinge ausprobierte…

»Sie werden kommen und uns vernichten. Aber sie werden es nicht schaffen, Judy, sie nicht…«

So hatte er gesprochen und sich nicht geirrt.

Jetzt waren sie auf dem Weg und hatten das Haus fast erreicht.

Der Fackelschein tanzte bizarr über den Boden. Noch wenige Schritte, dann standen sie vor der Tür und damit auch in ihrer Nähe.

Ihr Herz schlug noch schneller. Das Licht leuchtete nicht nur die sechs Männer an, es verzerrte auch ihre Gestalten und warf lange Schatten auf den Boden.

»Sie sind zu Hause«, sagte eine dunkle Stimme.

Eine andere zischte. »Dann holen wir sie doch aus dieser verfluchten Rattenhöhle.«

»Moment noch«, meinte der erste Sprecher. »Wir müssen uns auch in der Nähe umschauen.«

»Sollen wir hinter dem Haus nachsehen?«

»Da ebenfalls.«

»Wir könnten einen Posten aufstellen.«

»Nein, ich will, daß wir alle in das Haus gehen und dort aufräumen. Verstanden?«

»Ist gut.«

Das Mädchen hatte der Unterhaltung atemlos gelauscht. Es zitterte und bebte, biß sich auf die Unterlippe und merkte, daß selbst die Knie das Gewicht kaum halten konnten.

Es war nur eine Frage der Zeit, wann man sie entdeckte, und dann würden sie es grausam machen. Diese Männer steckten voller Haß. Gnade kannten sie nicht.

Da ihre Beratungen ein Ende gefunden hatten, konnten sie sich aufteilen.

Judys Angst steigerte sich noch mehr. Es war die Nacht der langen Messer, das hatte sie gewußt, aber daß es so schlimm kommen würde, war ihr doch nicht bewußt gewesen. Die anderen wollten nur töten, aus diesem Grunde hatten sie die Fahrt über den See auf sich genommen. Warum töten? Warum konnten die Menschen sie und ihren Vater nicht in Frieden lassen? Warum denn nicht?

Als sie daran dachte, konnte sie nicht mehr schweigen und stöhnte auf. Ein Geräusch, das in der Stille doppelt so laut klang, wie es in Wirklichkeit war.

Die Männer hörten es.

»Da ist jemand!« zischte eine Stimme.

»Wo?«

»Nahe der Tür!«

»Nachschauen!« befahl der Mann mit der dumpfen Stimme, der auch gleichzeitig der Anführer war. Er hieß Rigg, das wußte Judy.

»Schaut nach und holt mir denjenigen hervor!«

»Sicher, komm, Joe.«

Zwei Männer lösten sich von den anderen. Sie lenkten ihre Schritte genau in die Richtung, wo sich Judy in die Nische drückte.

Sie wäre am liebsten in das Gestein der Mauer gekrochen. Da dies nicht möglich war, blieb ihr nichts anderes übrig, als bebend zu warten und sich in ihr Schicksal zu ergeben.

Die beiden Häscher kamen näher. Sie hielten die Fackeln so hoch, daß die Flammen über ihren Köpfen tanzten, vom Wind nach rechts gedrückt wurden und zuckende Schatten auf das Mauerwerk links neben der Tür warfen. Er wirkte so, als wurden Geister aus den alten

Steinen steigen und lautlos umherirren.
Judy hielt den Atem an!
Noch zwei Schritte, dann mußte sie entdeckt werden. Schon jetzt wurde eine Hälfte ihres Gesichts angeleuchtet, während die andere im Schatten blieb.
In der nächsten Sekunde spürte sie den warmen Hauch der Fackel. Ihr Herz schlug auf einmal so heftig, daß sie glaubte, ihr Schädel würde gesprengt.
Der letzte Schritt.
Die Fackel wurde von dem Mann noch ein wenig geschwenkt, sie blendete Judy und…
Rauh war das Lachen, das ihr entgegenschallte. Ergeben schloß das Mädchen die Augen. Judy sah nicht, wie die Fackel näher an ihr Gesicht gebracht wurde, sie spürte nur die Hitze und vernahm dann die hämische Stimme eines Mannes.
»Wen haben wir denn da gefunden? Ein kleines Goldstück, das sich vor uns verstecken wollte!« schrie der Sprecher plötzlich. Sein freier Arm schoß vor, und Judy, die ihre Augen noch geschlossen hielt, spürte plötzlich die Pranke in ihrem Gesicht, wobei fünf Finger hart in ihre Haut drückten.
Sie wollte schreien, als der Mann seine Hand nach unten drückte und mit dem Ballen ihre Lippen verschloß.
Sofort wurde dem Mädchen die Luft knapp. Judy röchelte noch, ihr Kopf schlug gegen das Gestein, sie spürte die Nägel der zufassenden Finger in ihrem Gesicht, dann auch die zweite Hand, die ihre Schulter festhielt. Obwohl sie versuchte, sich aus dem Griff zu winden, gelang es ihr nicht.
Der Mann hatte mehr Kraft, und er riß die Kleine aus der Nische, wobei sich die Hand von ihrem Gesicht löste.
Judy fiel einem Kerl in die Arme. Hart hielt dieser sie fest, als sie sich befreien wollte und ihren Oberkörper dabei senkte. Der Schlag in den Nacken schickte sie zu Boden.
Mit dem Gesicht zuerst fiel Judy in das weiche Gras. Die Nässe klebte in ihrem Gesicht und vermischte sich mit dem aus den kleinen Wunden tretenden Blut.
Sechs Männer hielten die wehrlose Judy umstellt. Kräftige Gestalten, die gekommen waren, um zu morden, und sie wollten auch auf das Mädchen keine Rücksicht nehmen.
Unter Mühen hob Judy den Kopf. Ihr Gesicht schmerzte, sie selbst weinte, und sie hörte die Stimmen, wie durch eine Wand gefiltert.
»Wenn sie draußen ist, dann steckt der Alte noch drin! Wir machen erst sie fertig und holen danach ihn.«
»Wie willst du es denn?«
»Zuerst einmal binden wir sie an einen Baum.«

Hämisches Gelächter folgte den Worten, zudem klirrte eine Kette, doch der Hauptsprecher sagte: »Nein, laß die Kette. Noch nicht, außerdem haben wir sie uns für ihn aufgehoben.«

»Ja, du hast recht!«

»Müssen wir sie töten?« fragte ein anderer.

Eine Pause entstand. Danach erklang die Frage: »Hör mal, Junge, willst du kneifen? Denk daran, was wir uns vorgenommen haben. Wir führen unseren Auftrag durch. Egal, was geschieht. Und wenn du nicht mitmachen willst, kannst du ja verschwinden.«

»So habe ich das nicht gemeint.«

»Das wollte ich dir auch geraten haben.« Der Sprecher stieß seine Fußspitze gegen die Wade des Mädchens. »Los, du kleine Hure, komm auf die Füße!«

Judy hörte den Befehl zwar, sie konnte ihn aber nicht befolgen, da ihr die Kraft fehlte. Ermattet, erschöpft und auch nervlich fertig blieb sie liegen.

Dabei stand ihr das Schlimmste noch bevor.

Die Männer dachten nicht daran, noch länger zu warten. Drei von ihnen bückten sich.

Judy fühlte ihre Hände am Körper. Sie wurde an den Schultern und den Beinen gepackt und hochgewuchtet, bis sie schließlich zwischen ihren Peinigern stand, angeleuchtet vom düsteren Fackelschein mit blutverschmiertem Gesicht und offenem Mund.

»Ist dein Alter im Haus?« wurde sie gefragt.

Judy nickte.

»Gut. Und wo?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber wir haben oben Licht gesehen.«

»Er kann überall sein.«

»Das stimmt. Ist sonst noch jemand da? Habt ihr Besuch bekommen?«

»Nein.«

Der Mann lachte. »Mit euch werden wir fertig. Und dich nehmen wir uns als erste vor. Bindet sie an einen Baum. Hoffentlich schaut der Alte aus dem Fenster, dann kann er sehen, was mit seiner kleinen Tochter geschieht.«

Die Männer waren in ihrem Element. Keiner nahm Rücksicht auf das junge Mädchen. Es wurde zu einem in der Nähe stehenden Baumstamm geschleift und mit dem Rücken gegen den Stamm gedrückt. Zwei Männer hielten Judy fest, zwei andere schwangen ihre Ketten. Dicht vor den entsetzt geweiteten Augen des Mädchens funkelten Teile der Kettenglieder auf, bevor der Fackelschein sie traf und ihnen ein blutiges Aussehen gab.

Judy hatte schreckliche Angst, daß die Männer sie mit den Ketten

schlagen würden, sie irrte sich, denn mit den Ketten wurde sie an den Stamm gefesselt.

Sie schrie trotzdem, als sich die eisernen Glieder um ihren Körper spannten. Hart drückten sie ins Fleisch, die Kleidung hielt kaum etwas ab, und Judy begann zu weinen.

Eine Kette hielt sie in Hüfthöhe fest, die zweite drückte gegen ihren Hals, und Judy bekam nur noch schwer Luft.

»Alles klar«, meldeten die beiden Männer. »Wir können anfangen.«

Anfangen! echote es im Hirn des jungen Mädchens nach. Sie wollten anfangen. Womit?

Die Angst schoß wie eine Woge in ihr hoch. Sie zitterte so heftig, daß die beiden Ketten klirrten und die Männer vor ihr anfingen zu lachen.

Wie sollte sie getötet werden?

Judy wartete darauf. Sie dachte an einen Revolver oder eine Pistole, aber sie sah etwas anderes.

Der Sprecher aus der Gruppe trat vor. Rigg hieß er, und er hielt etwas in beiden Händen, das Judy erst erkennen konnte, als er seine Arme allmählich hob.

Die Waffen schauten aus den Fäusten, und Judy sah sie nun.

Es waren Nägel!

In ihrem Innern vereiste etwas. Der Schrecken malte sich auf ihrem Gesicht ab, und sie schrie verzweifelt, wobei ihre Schreie durch die Nacht hallten und auch über das Wasser des kleinen Sees schwangen.

Die Männer kannten keine Gnade. Sie standen vor ihr und schauten sie an. Der Fackelschein beleuchtete die düstere Szene, die sich allmählich anbahnte, und keine der erbärmlichen Gestalten blickte zum Haus zurück.

Dort war nämlich ein Schatten am Fenster zu sehen, der genau beobachtete.

Es war Judys Vater.

Starr sein Gesicht. Seltsam schillerten die Augen, die Lippen bewegten sich kaum, als er sprach.

»Sie können alles mit dir anstellen, Kind. Aber sie können dich nicht töten, dafür habe ich gesorgt…«

Auch Judy sah ihren Vater nicht. Sie hatte nur Augen für den Mann, der vor ihr stand und die beiden Nägel festhielt.

Wenn sie genau hinsah, wurde ihr klar, daß die Nägel mit den blanken Spitzen auf ihre Augen zeigten.

Und da wußte sie, was diese Bestien mit ihr vorhatten.

»Sie können dich nicht töten, Kind. Sie können es nicht…« Der Mann am Fenster stieß die Worte aus und hörte den irren, wahnsinnigen Schrei seiner Tochter.

Da wußte er, daß es geschehen war…

***

»Und das ist das Haus?« fragte Firuz Long seinen Freund Jerry Rigg, als sie ausstiegen.

»Sicher.«

»Der Kasten ist beschissen«, stellte Della Forman, Longs Freundin, sachlich fest.

»Wieso?«

Della hob ihre mageren Schultern. Sie war eine Frau, die man leicht übersah, unnatürlich schlank und keine Schönheit. Hinzu kam das kurze Haar, das zur Bürste geschnitten war. Die Stoppeln hatten Ähnlichkeit mit einem Weizenfeld.

»Willst du keine Antwort geben?« fragte Jerry.

»Laß sie.« Firuz nahm seine Freundin in Schutz. »Della befindet sich auf einem Meckertrip.«

»Da ist sie wohl immer«, bemerkte Emily Rigg anzüglich.

»Das mußt du Hausmütterchen gerade sagen!« regte sich Della auf. »Früher auf der Uni die große Emanze gespielt, jetzt stehst du am Herd und kochst die Suppe.«

»Ich bekomme wenigstens was in den Magen. Im Gegensatz zu dir. Noch ein Jahr, dann läufst du als Skelett durch die Gegend. Kann mir gar nicht vorstellen, was Firuz an dir findet.«

»Ich habe eben innere Werte.«

»Stimmt das, Firuz?«

Long, dessen Kopf fast nur aus Bart und Haaren bestand, hob die Schultern. »So genau habe ich noch nicht nachgesehen.«

»Streitet euch nicht!« mischte sich Jerry ein. »Laßt uns ins Haus gehen und nachschauen.«

»Wonach?« fragte Emily.

»Wie die Aktien stehen. Ob die Bahn okay ist. Außerdem können wir das Gepäck direkt mitnehmen.«

Die vier waren einverstanden. Della Forman zog zwar noch immer einen Flunsch, fügte sich dennoch und warf einen Seesack über ihre Schultern, was Emily zu der Bemerkung veranlaßte: »Gib nur acht, Darling, daß du nicht zusammenbrichst.«

»Erst nach dir.«

Emily lachte. Sie nahm zwei Taschen und ging.

Zwei Leute hatten sich an dem Gespräch nicht beteiligt. Es waren Ike und Myrna Lester, das dritte Pärchen. Als arbeitsloses Lehrer-Ehepaar, das ansonsten nur auf einer Bruchbude von Dachwohnung hockte, waren beide froh, einmal aus ihrem schäbigen Alltag ausbrechen zu können. Ike, der rotblonde Hüne, überragte seine kleine Frau fast um zwei Köpfe. Myrna wirkte schmal und zerbrechlich. Sie liebte Folklore-Kleider über alles, schneiderte sie selbst und trug auch an diesem Tag als einzige einen Rock. Die anderen hatten mit den üblichen Jeans vorlieb genommen.

Der Rock war bunt und reichte fast bis an die Knöchel. In demselben Muster schimmerte auch der Schal, den sie um ihren Hals gebunden hatte.

Ike Lester nahm den Rest an Gepäck, und er war ziemlich beladen, als er durch die Tür in das von ihnen fürs Wochenende gemietete Haus schritt.

»Sauber ist es ja«, stellte Emily Rigg fest, als sie ihr Gepäck absetzte. »Hatte gar nicht damit gerechnet.«

Della Forman könnte sich eine spitze Bemerkung nicht verkneifen. »Glaubst du denn, daß du die einzige bist, die jeden Tag immer nur die Bude putzt?«

»In einem Stall wie ihr ihn habt, könnte ich nicht hausen!« konterte Emily Rigg.

»Weshalb streitet ihr euch eigentlich?« mischte sich Myrna Lester ein. »Soll das die nächsten Tage so weitergehen? Wenn ja, dann fahren wir sofort wieder nach Hause.«

Della lachte und streichelte Myrnas Wange. »Nimm das nicht so ernst, Kleine. Das ist wie in einer guten Ehe. Hin und wieder muß es mal krachen.«

»Aber wir sind zu sechst, und wenn wir uns streiten, dann habe ich keine Lust.«

»Wende dich an Emily…«

»Kinder, haltet doch mal den Mund!« Jerry Rigg rief die Worte und klatschte in die Hände. »Ich möchte euch nämlich etwas sagen und euch offiziell begrüßen.«

»Du tust ja so, als wäre es dein Haus«, sagte Firuz Löng.

Rigg lachte. »Fast hast du den Nagel auf den Kopf getroffen. Aber es ist nicht mein Haus, beruhige dich. Nur mein Großvater hat mal in der Nähe gewohnt, und er war des öfteren hier.«

»Lebt der Knabe noch?« fragte Della.

»Nein, er ist tot. Wenigstens nimmt man das an.«

»Wieso?«

»Man hat ihn nie mehr gesehen. Ihn und auch seine fünf Freunde nicht, die eines Nachts diesem Haus einen Besuch abgestattet haben. Auf einmal waren sie verschwunden und tauchten auch nicht mehr auf.«

Den Worten folgte ein betretenes Schweigen. Aus den Augenwinkeln schauten sich die Freunde der Reihe nach an. Jeder hatte wohl denselben Gedanken, niemand wagte es, ihn auszusprechen.

Nur Myrna faßte sich ein Herz. »Dann ist das hier ein richtiges Spukhaus – oder?«

»So nicht«, meinte Jerry.

»Vielleicht finden wir sogar noch deinen Großvater«, sagte Ike Lester und grinste, wobei er von seiner Frau zurechtgewiesen wurde. »Bitte,

Ike, damit treibt man keine Scherze.«

Jerry wechselte das Thema. »Wie ihr seht, befinden wir uns hier in der ehemaligen Rezeption. Alles gut aufgeräumt. Sogar die alten Sessel sind entstaubt. Die Maklerfirma schickt die Leute her. Es ist ein gutes Team.«

»Die Zimmer liegen oben, nicht?« fragte Firuz Long.

Automatisch schauten die Freunde die Treppe hoch, die in einem Bogen in die obere Etage führte. Die dünnen, metallenen Geländerstäbe glänzten wie die Saiten einer Harfe. »Ja, da ist genügend Platz für uns alle.«

»Sollen wir nicht zuerst die Bowling-Bahn besichtigen?« schlug Ike Lester vor.

»Nein.« Seine Frau sprach entschieden dagegen. »Ich will das blöde Gepäck loswerden.«

»Dann kommt!« Jerry drehte sich um. Doch Myrna hatte noch eine Frage.

»Stimmt die Geschichte mit deinem Großvater wirklich, Jerry?«

»Ja, wenn ich es sage.«

»Dann war die Sache mit dem Mädchen vielleicht…«

Jerry ließ die Frau nicht ausreden. Er schüttelte heftig den Kopf.

»Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Du brauchst keine Angst zu haben. Die Kleine hat von Riesenspinnen geredet. Glaubt ihr daran?« Von seinem Gespräch mit dem Polizeibeamten hatte Jerry sicherheitshalber nichts erwähnt. Er wußte, wie ängstlich einige seiner Freunde waren.

»Natürlich nicht«, antwortete Della für alle. »Das sind doch Hirngespinste. Mit so etwas haben bornierte Eltern ihre Kinder immer in Angst gejagt. Wer glaubt denn schon an diesen komischen Mist. Jetzt laßt uns endlich gehen, ich will auch was trinken.«

Hintereinander schritten die sechs Besucher in den ersten Stock des alten Hotels. Sie erreichten einen langen Gang. Er war mit einem Teppich belegt, und sie wunderten sich, daß kein Staub hochquoll, als sie über ihn schritten.

»Da ist sogar gesaugt worden!« stellte Emily mit Kennerblick fest.

Della, die hinter ihr schritt, meinte: »Du fühlst dich wie zu Hause, wie, Mrs. Rigg?«

»Ja. Ich kann ja nicht auf dem Misthaufen leben wie ihr.«

Della lachte nur.

Jerry blieb stehen. »Und hier sind eure Räume«, erklärte er, wobei er auf die Türen deutete, die das Mauerwerk des Ganges an beiden Seiten unterbrachen.

»Wer nimmt welches Zimmer?« fragte Myrna.

»Das ist egal. Ihr könnt sie euch aussuchen. Schlaft allein oder zusammen, hier hat jeder die Qual der Wahl. Ist doch gut, nicht

wahr?«

Alle stimmten zu.

Als erste verschwanden die Riggs im Zimmer. Emily schlug wütend die Tür hinter sich ins Schloß.

Jerry wunderte sich. »Was hast du?«

»Mir gefällt das nicht.«

»Wieso?«

»Kannst du dir das nicht denken? Diese komische Della hat wieder die Meckerphase. Wenn sie damit nichts erreicht, wird sie hinterher noch zur Nadel greifen und spritzen.«

Jerry ließ überrascht die Tasche fallen, die er schon angehoben hatte. »Ich dachte, die wäre von dem Zeug los?«

»Das denken andere auch.«

»Dann spritzt sie doch noch, dieses dumme Weibsstück!« Jerry schüttelte den Kopf. »Kannst du da nicht etwas tun?«

»Was juckt es mich? Ich habe mir den Mund schon wund geredet. Nichts hat geholfen.«

»Laß es!«

»Werde ich auch.«

Jerry Rigg stellte die Tasche auf das Bett und zog den Reißverschluß auf. Kleidung befand sich nicht in der Reisetasche, sondern Proviant und Spirituosen. Sie hatten sich gut eingedeckt, denn die Abende würden kalt werden, trotz des Bowling-Spiels. Da hatte Jerry so seine Erfahrungen gesammelt.

Emily packte die zweite Tasche aus. Aus dem Nachbarzimmer, wo Firuz und Della hausten, hörten sie Musik. Die beiden hatten ihr Kofferradio auf schon störende Lautstärke gestellt und hörten einer Popgruppe zu.

»Im normalen Hotel hätte man die schon längst rausgefeuert«, beschwerte sich Emily.

Ihr Mann lachte. »Du hast aber heute einen Bock auf die beiden, wie?«

»Darauf kannst du dich verlassen. Wir sollten ein wenig Abstand zu ihnen halten.«

»Firuz ist ein alter Kumpel von mir. Da kann man nicht so sein, glaub mir.«

»Auf jeden Fall fällt mir Della auf den Geist, daran kann ich nun mal nichts ändern. Ich…«

Ein Schrei!

Emily verstummte, auch Jerry stand für einen Moment still, dann aber startete er und rannte auf den Flur, denn von dort war der Schrei aufgeklungen.

Er war nicht der einzige, der sein Zimmer verlassen hatte. Auch die anderen waren aufgetaucht. Wie Jerry Rigg starrten auch sie auf

Myrna Lester, die mit dem Rücken an die Wand gepreßt stand und auf eine Spinne vor ihren Füßen starrte.

Es war ein ungewöhnlich großes Exemplar. Wie eine ausgewachsene Männerhand. Auf ihren sechs Beinen bewegte sie sich sehr schnell auf Myrna zu.

»So helft mir doch!« kreischte sie. »So helft mir…«

Bis auf Jerry rührte sich keiner. Rigg sprang vor, hob den rechten Fuß und ließ den Absatz auf den Panzer der Spinne sausen. Es knirschte, als das Tier von dem Tritt zerquetscht wurde.

»Sie ist tot«, sagte Jerry.

»Spinnen sind ein schlechtes Zeichen«, murmelte Ike Lester und nahm seine zu Tode erschreckte Frau in den Arm, wo sie sich zitternd an ihn preßte.

»Alter Aberglaube«, wehrte Della ab.

Ike blieb dabei. »Hat das Mädchen, das wir fast überfahren hätten, nicht von den Spinnen gesprochen?«

»Schon. Aber was hat das mit dieser hier zu tun?«

»Ich weiß es nicht«, gab Ike zu.

Della lachte. »Da siehst du es.«

Jerry Rigg wollte die Lage entschärfen. »Kommt, Kinder, wir gehen wieder auf unsere Zimmer und packen weiter aus! Nachher treffen wir uns unten in der Halle. Anschließend besichtigen wir das Hotel.«

Die Worte wurden aufgegriffen. Ein jeder zog sich wieder auf das Zimmer zurück, obwohl bei allen ein komisches Gefühl blieb.

Auch bei Jerry Rigg. Er wollte es nur nicht zugeben, gab sich allerdings in den nächsten Sekunden sehr nachdenklich…

***

Ein ebenfalls sehr nachdenklicher Sir James Powell saß vor uns. Er hatte die Stirn in Falten gelegt, seine Augen hinter den Gläsern der dicken Brille blickten nicht uns an, sondern an uns vorbei.

Uns, das waren Suko und ich.

Ich hatte auch meinen Freund und Kollegen informiert, der natürlich lange Ohren bekam, als er hörte, daß es wieder in die Vollen ging. Suko war sofort dabei, von seiner Handverletzung konnte man nur bei näherem Hinsehen das Pflaster erkennen, das war alles.

»Ich bin wieder da«, hatte der Inspektor mir zu verstehen gegeben und eine furchterregende Grimasse gezogen. »Mir wäre die Spinne nicht entkommen.«

»Ja, ich weiß, du hättest sie gefressen.«

»Sicher, man nannte mich den Spinnenfresser.«

»Ist das bei euch in China so üblich gewesen?«

»Noch üblicher. Spinnen, Kellerasseln, Kakerlaken, kleine Schlangen, faule Eier…«

Ich klopfte, bevor Suko noch mehr dieser appetitlichen Dinge aufzählen konnte.

Nun saßen wir bei Sir James. »Sie haben sich also nicht getäuscht?« fragte er mich nach einer Weile des Nachdenkens.

»Nein, Sir.«

»Stellt sich natürlich die Frage, wie eine solche Spinne in das Krankenhaus kommen kann? Die muß man sehen.«

»Sir, sie ist schnell verschwunden. Ebenso rasch kann sie auch gekommen oder entstanden sein.«

»Das heißt, aus dem Nichts.«

»So ist es, Sir!«

»Sehen Sie schon Zusammenhänge?«

»Noch nicht. Die hoffe ich zu bekommen. Ich denke da an das Haus, in das dieser Zeuge mit seinen Freunden fahren will. Wir müssen es uns ansehen.«

»Ich habe mich erkundigt, nachdem sie kurz mit mir telefonierten«, erklärte unser Chef. »Das Haus steht leer. Schon seit mehr als zwei Jahren. Es gab dort ein Hotel, aber das hat sich nicht rentiert. Keiner wollte da seine Ferien verbringen. Die Leute fuhren lieber bis zur Küste. Außerdem ist die Umgebung ziemlich sumpfig, und da macht es keinen Spaß, große Spaziergänge zu unternehmen. Sie sehen also, daß da einiges schief gelaufen ist.«

»Um so mehr wundert es mich, daß die Leute ein Wochenende dort verbringen. Stimmt etwas mit dem Haus nicht?«

Da war Sir James überfragt. »Es ist durchaus möglich, daß dieses ehemalige Hotel eine gewisse Vergangenheit besitzt, aber das sollen Sie ja herausfinden.«

»Okay, Sir, wir machen uns auf den Weg.«

»Noch etwas«, sagte unser Chef und rieb seine Hände gegeneinander. »Ich habe mit dem Chefarzt gesprochen. Professor Latimer ist natürlich überzeugt, daß es die Spinne nicht gibt und der Arzt sich die Verletzungen woanders zugezogen hat. Sie müßten ihm das Gegenteil beweisen, denn eine Erklärung hat er auch nicht.«

Ich nickte und schob den Stuhl zurück. »Dann wollen wir uns mal auf die Socken machen. Hat man etwas, von dieser Judy Garrets entdeckt?«

»Nein, nichts mehr.«

»Danke, Sir!«

Auch Suko stand auf. Sir James erkundigte sich noch einmal nach seiner Handverletzung. Der Inspektor grinste. »Soll ich Ihnen die Schreibtischplatte damit zertrümmern, Sir?«

»Nein, höchstens Spinnenkörper, da können Sie erst üben, Herr Inspektor.«

»Danke, Sir, ich werde es mir merken.« Danach gingen wir.

***

Aus Judys Träumen

Das Grauen war schrecklich. Wenn es einen Namen hatte, dann den der Männer.

Judy erlebte eine Hölle.

Und sie lebte noch.

Zuerst hatte sie sich gewünscht, tot zu sein, aber sie stellte sehr schnell fest, daß dies nicht möglich war, und sie auch keine Schmerzen verspürte. Das erste empfundene Grauen war einfach nur der Schock gewesen, der sie getroffen hatte.

Nur ihre »Augen« brannten.

Und die waren nicht vorhanden, denn sie konnte nichts sehen.

Judy versuchte, sie zu bewegen, da tat sich nichts. Sie spürte nur ein seltsames Brennen in den Höhlen, was signalisierte, daß sie dicht vor dem Ende stand.

Judys Beine begannen zu zittern. Ihr Körper wurde sehr schwer, sie brach in die Knie und fiel zu Boden.

Keine Ketten hielten sie mehr, aber sie stellte fest, daß sie sich noch immer in der Nähe des Baumes befand, an dessen Stamm man sie angekettet hatte.

Auf dem Boden blieb Judy liegen. Sie schluchzte und schluckte zur selben Zeit. Sie dachte an ihren Vater, an die sechs Männer, die gekommen waren, um ihn zu töten, und ihr war klar, daß sie nicht hier draußen liegen bleiben konnte. Sie mußte ins Haus, auch wenn sie nichts sah, das war egal.

Ein wenig bewegte sie sich nach vorn und stemmte ihre ausgebreiteten Hände in den feuchten Rasen. Die Beine zog sie an und blieb in dieser Haltung für einen Moment sitzen. Sie traute sich kaum, dorthin zu fassen, wo einmal ihre Augen gewesen waren, doch sie mußte Klarheit bekommen, hob die Hand und tastete über das Gesicht, wobei sie sich schnell den Augen näherte.

Blut…

Auf einmal spürte sie den dünnen Faden, der da über ihre Wange lief. Es war Blut, und es rann aus den Augenhöhlen, wo sie die beiden Nägel getroffen hatten.

Judy stöhnte. In einem heftigen Impuls schlug sie die Hände vor ihr Gesicht, schüttelte sich und blieb in dieser Haltung erst einmal für Minuten sitzen.

Etwas fiel ihr auf.

Sie hörte zwar keine menschlichen Stimmen, dafür die der Natur.

Und sie vernahm diese Stimmen deutlicher als sonst, als wären ihre anderen Sinne geschärft worden.

Ja, so mußte es gewesen sein. Mit dem Verlust der Sehkraft waren

die anderen Sinne stärker hervorgetreten, so daß sie jetzt besser hören, und auch fühlen konnte. Wenn sie etwas ertasten wollte, bewegten sich ihre Finger schon automatisch schneller, und sie gelangte auch rasch zu einem Erfolg.

So schlimm sah ihre Lage also nicht mehr aus…

Judy stand auf.

Sechs Männer waren es gewesen. Einer hatte ihr das Augenlicht geraubt. Aber alle waren schuldig, denn niemand hatte den Täter zurückgehalten.

Das wußte Judy. Dementsprechend würde sie reagieren. Sie sollten sich wundern, auch ein blindes Mädchen war noch nicht tot.

Zwar geschwächt, aber nicht ausgeschaltet.

Sie wollte und sie würde es ihnen schon beweisen. Daran gab es nichts zu rütteln.

Es geschah fast mit normalen Bewegungen, als sie aufstand.

Plötzlich hatte sie wieder Halt gefunden, blieb breitbeinig stehen und schaute nach vorn.

Nichts konnte sie sehen.

Um sie herum war die schwarze Wand. Eingehüllt in die Schatten, die nie mehr weichen würden, aber in ihrem Herzen brannte die Flamme der Rache und des Hasses.

Judy tat den ersten Schritt.

Dabei schluchzte sie auf. Nicht weil sie ihn nicht schaffte, nein, sie kam sich vor wie ein kleines Kind, das plötzlich das Laufen lernte, und sie zuckte zusammen, als plötzlich etwas an ihrem Gesicht vorbeihuschte. Judy glaubte, einen Flügelschlag gehört zu haben, es war ein Vogel gewesen.

Sie streckte die Arme aus. Was sie nicht sehen konnte, mußte sie ertasten. Zum Glück hatte sie lange genug in diesem Haus gewohnt, um auch seine nähere Umgebung zu kennen, deshalb konnte sie sich ungefähr ausrechnen, wann die ersten Hindernisse erschienen.

Es gab nur einen Baum zwischen ihrem Platz und dem Haus. Als weitere Hindernisse wuchsen dort noch Büsche auf dem Rasen, aber die würden sie nicht stören.

Acht Schritte ging sie.

Acht kleine Schritte, als sie mit der Fußspitze gegen ein Hindernis stieß.

Ertastet hatte sie es mit den vorgestreckten Armen nicht, es befand sich am Boden.

Judy blieb stehen und dachte einen Augenblick nach. Bis sie die Lösung wußte.

Das war die Treppe. Und sie war mit der Fußspitze gegen die unterste Stufe gestoßen.

Also fast am Ziel…

Sie holte tief Luft, zog die Arme ein und wischte über ihr Gesicht.

Die Hände wurden klebrig. Es war das Blut, das sich auf ihrer Haut verteilt hatte.

Bevor sie die weiteren Stufen in Angriff nahm, blieb sie stehen und lauschte. Sie strengte ihre Sinne sehr an, vielleicht ertönten aus dem Haus Geräusche, die verrieten, was dort drinnen ablief, aber sie hörte nichts.

Das Schweigen stand vor ihr wie die sie umgebende ewige Dunkelheit.

Ein Schauer rann über ihren Rücken. Judy mußte sich einen Ruck geben, setzte ihren Fuß dann auf die erste Stufe, nahm auch die zweite undließ die Treppe in einer Gleichmäßigkeit hinter sich, als würde sie normal sehen.

Den Schock, den kalten brutalen Horror hatte sie hinter sich gelassen, jetzt reagierte sie ihren Verhältnissen entsprechend normal und ging bereits auf die Tür zu.

Als die Spitzen ihrer Finger das Holz berührten, da blieb sie stehen.

Tief saugte sie die Luft ein. Irgendwie hatte sie Angst davor, das Haus zu betreten. Es war eine Furcht, die sie schlecht erklären konnte, aber sie war vorhanden, und in ihrer Magengegend breitete sich ein drückendes Gefühl aus.

Wer lauerte dort im Haus?

Judy stellte sich die stumme Frage, eine Antwort wußte sie jedoch nicht. Sie war überrascht, daß die Tür aufschwang, als sie härter gegen sie stieß.

Keinerlei Geräusche schwangen ihr entgegen. Im Haus war es still. Sollten die sechs Männer es bereits verlassen haben?

»Dad?« Judy hatte es nicht ausgehalten, denn sie wollte wissen, ob ihr Vater noch am Leben war.

Keine Antwort.

Noch einmal rief sie. Diesmal lauter, und ihre Stimme mußte auch in der oberen Etage zu hören sein.

Nur das Echo ihres eigenen Rufs schwang ihr entgegen, ansonsten blieb es still.

Judy war klar geworden, daß sie auf der Türschwelle zu einem verlassenen Haus stand.

Zu ihrem Haus, in dem sie jetzt die einzige lebende Person war.

Oder etwa nicht?

Judy wußte nicht, wieso, aber das Gefühl kam auf einmal über sie. Es war da, sie konnte es nicht wegwischen. Sie mußte sich damit abfinden, denn außer ihr befand sich noch etwas innerhalb des Hauses.

Etwas Rätselhaftes, etwas Unheimliches, das sie schlecht erklären konnte.

Ein unsichtbarer Geist war eingezogen.
Das Grauen…

***

Natürlich war Della Forman die letzte, die die Treppe hinunterschritt. Sie hatte sich umgezogen, trug ein sackähnliches Kleid, das bis zu den Knöcheln reichte und wie eine Fahne um ihre magere Figur flatterte, als sie nach unten hüpfte.

Sofort reagierte Emily Rigg. »Da bist du ja endlich«, stöhnte sie. »Hättest dich auch mehr beeilen können.«

»Meine Güte, wer treibt dich denn?«

»Es geht mir ums Prinzip bei dir. Du bist ja immer etwas Besseres oder willst es wenigstens sein und machst genau das, was wir anderen nicht wollen. Ich habe immer gedacht, daß man bei eurer Ideologie Rücksicht kennt. Es scheint mir nicht so zu sein.«

Della blieb am Fuß der Treppe stehen. »Ihr hättet ja schon vorgehen können.«

»Nein.« Diesmal antwortete Jerry. »Wir hatten ja abgesprochen, alles gemeinsam zu unternehmen. Oder nicht?«

»Schon, aber…«

»Kein aber. Laßt uns erst mal die Bahn besichtigen. Ich bin schon scharf auf eine heiße Kugel.«

Die anderen lachten und zeigten durch ihr Nicken an, daß sie auch einverstanden waren.

»Und wo bitte geht's zur Bowling-Bahn?« wollte Ike Lester wissen.

»Wir müssen in den Keller«, erklärte Jerry.

»Das habe ich mir fast gedacht.«

»Gibt es denn da unten Licht?« wollte Myrna wissen, die seit dem Spinnen-Abenteuer nicht mehr von der Seite ihres Mannes wich und öfter als normal den Boden absuchte.

»Natürlich.« Jerrys Antwort klang schon fast sauer. »Denkst du denn, wir sind hier in einem Spukschloß, wo man nur mit Kerzen herumrennt?«

»Ich dachte daran. Hätte ja sein können, nicht.«

»Nein, nein, so ist es nicht. Kommt jetzt! Und laßt uns zusammenbleiben. Die Räume da unten sind ziemlich weitläufig, auch feucht, das sage ich euch gleich, denn wer sich den Sumpfboden anschaut, kann sich das leicht vorstellen.«

Da gaben ihm die anderen fünf recht.

Jerry Rigg schritt vor. Schon jetzt, kaum zwei Stunden nach ihrer Ankunft, dachte er darüber nach, ob es richtig gewesen war, das Wochenende in diesem Hotel zu verbringen. Der Kasten gefiel ihm, wenn er ehrlich war, nicht mehr so gut wie bei der ersten Besichtigung. Er kam ihm irgendwie düster und unheimlich vor.

Zudem war Della Forman mitgekommen, der man sowieso nichts recht machen konnte. Nein, er bereute es, sich diesen Plan ausgedacht zu haben und hoffte, daß die Zeit sehr schnell vorüber war. Er selbst trug in seiner Tasche noch einige Flaschen. Schließlich wollten sie beim Bowlen etwas trinken und nicht mit trockener Kehle die Kugel schleudern.

Die lackierte Holztür war nicht abgeschlossen. Als Jerry sie aufzog, Licht machte und die anderen einen Blick nach unten werfen konnten, war ihr Erstaunen groß.

Die meisten hatten wohl eine ausgetretene und schiefe Treppe erwartet, das war nicht der Fall. Vor ihnen lag eine wohl ausgebaute Steintreppe mit breiten Stufen, die schräg in den Kellerschacht hineinstach und an der Bahn endete.

Augenblicklich besserte sich die Laune der Freunde. Sie konnten nicht schnell genug nach unten kommen und blieben am Ende der Treppe überrascht stehen.

Was sie zu sehen bekamen, war wirklich phänomenal. Vor ihnen lag ein großer Raum mit einer modernen Bowling-Anlage.

»Daß es so etwas gibt!« flüsterte Myrna Lester und schüttelte staunend den Kopf.

Jerry lachte. »Habe ich zuviel versprochen?«

»Nein, bestimmt nicht.«

Sie gingen weiter. Keiner sprach. Jeder schaute nur und staunte.

Es brannte hier unten auch Licht. Und zwar war es aufgeflackert, als Jerry oben am Beginn der Treppe den Schalter betätigte.

Sechs Bahnen standen zur Verfügung. Sie lagen nebeneinander.

Jeweils am Ende einer Bahn standen die Figuren, und über ihnen befand sich die automatische Anzeige.

»Alle Achtung«, flüsterte Emily.

»Glaubst du, wir stellen noch selbst die Puppen wieder auf?« fragte ihr Mann und lachte. »Ich habe hier wirklich einen tollen Platz entdeckt. Vermutet gar keiner.«

»Und so sauber«, sagte Myrna.

»Ist alles erledigt worden.« Jerry löste sich von den anderen und ging auf eine große Schalttafel zu, deren Hebel er nach unten legte.

Damit befand sich die Bahn in Betrieb. An den Anzeigen flackerten Lichter. Kugeln rollten automatisch zurück und wurden durch ein Polster am Ende ihrer schmalen Rücklaufbahn gestoppt.

Man konnte nur staunen.

»Sollen wir schon anfangen?« rief Firuz Long. Er hielt bereits eine Kugel in der Hand.

»Nein, noch nicht.« Jerry schüttelte den Kopf. »Erst machen wir es uns gemütlich.«

Tische und Stühle waren genügend vorhanden. Die drei Paare

suchten sich jeweils die Bahnen aus, wo sie die Kugel werfen wollten und nahmen an den Tischen Platz.

Jerry kam zurück. »Alles in Butter, was?« rief er und blieb neben den aufgebauten Flaschen stehen.

»Ich habe vielleicht einen Durst«, stöhnte Ike Lester und schielte auf die Spirituosen.

Jerry warf ihm eine Whiskyflasche rüber, die der Mann geschickt auffing.

»Und Gläser?«

Firuz Long hatte gefragt. Er schaute sich suchend um. Wie alle anderen sah auch er, daß Jerry auf ein Regal zuging, das allerdings mehr wie ein Rollschrank wirkte, denn von außen war eine Holz-Jalousie davorgezogen worden.

Die mußte nach unten gedrückt werden. Jerry packte den Griff und ließ sie in die Tiefe sausen. »Da sind die Gläser.«

Seine Freunde hatten Spaß. Jerry baute sich neben dem Schrank auf und genoß die Komplimente. Niemand hatte gesehen, daß er genau dort stand, wo auch der Recorder in die Holzverkleidung eingebaut worden war. Die Lautsprecher standen so, daß sie kaum auffielen. Man hörte sie allerdings, als Jerry Rigg den Recorder anstellte.

Es war harter Rock!

Er fetzte durch die im Keller liegende Bowling-Halle, daß es in den Ohren dröhnte und sich Della Forman beschwerte, weil ihr die Musik zu laut war.

Jerry drehte leiser. Seine Frau hatte für ihn einen doppelten Whisky eingeschenkt. Er trank nur Whisky, andere Alkoholika lehnte er strikt ab, vor allen Dingen Cognac.

»Weiß keiner einen Trinkspruch?« rief Ike Lester. »Aber einen kernigen.«

Jerry lachte, denn ihm war einer eingefallen. »Ruhe, Freunde!« rief er und hob sein Glas. »Ich kenne einen guten.«

»Raus damit!« forderten alle.

»Also gut. Ich trinke auf Della, denn: Wenn's vorne juckt und hinten beißt, dann ist es Della, unser Geist…«

Jerry lachte selbst, und die anderen stimmten mit ein. Bis auf Della natürlich. Die verzog nur das Gesicht, als hätte sie Essig in ihrem Glas.

Die Freunde tranken. Auch die Frauen hielten mit, denn sie wollten ebenfalls aufgewärmt werden. Hier unten auf der Bahn war es ziemlich kühl. Hinzu kam noch, daß draußen das Wetter nicht gerade angenehm war. Schließlich zählte man erst den zweiten Monat im Jahr.

Als die Gläser leer waren, stellte man sie ab. Firuz fragte nach dem Essen, doch die Frauen schüttelten die Köpfe. »Erst ein kleines Spielchen, damit ihr richtig Hunger bekommt. Danach sehen wir

weiter.«
»Was gibt es überhaupt?« wollte Firuz Long wissen.
»Etwas Chemie.«
»Wieso?« Long schaute Emily an, die diese Antwort gegeben hatte.
»Ich meine aus der Büchse.«
Da hatte sie die Lacher auf ihrer Seite. Man teilte sich wieder. Die einzelnen Pärchen gingen zu ihren Tischen an den auslaufenden Enden der Bahnen und griffen nach den Kugeln. Flaschen und Gläser hatten sie mitgenommen.
»Ist das eigentlich der ganze Keller?« wollte Ike Lester wissen und schaute Jerry an.
Der schüttelte den Kopf, hob seinen rechten Arm, denn er hielt bereits die Kugel in der Hand und hatte seine Finger schon in die dafür vorgesehenen Löcher geklemmt. »Nein, es gibt noch mehr Räume, aber die liegen woanders.«
»Sollen wir da auch hin?«
Jerry grinste. »Würde ich dir nicht raten. Du mußt nämlich dann noch tiefer gehen. Das ist der eigentliche alte Keller. Widerlich kann ich dir sagen. Vor allen Dingen feucht. Bei diesem beschissenen Sumpfboden kein Wunder.«
»Du kennst dich aber aus.«
»Klar, ich habe mich hier gründlich umgesehen.«
»Und ein Geist wohnt da nicht?«
»Ich habe keinen gesehen.«
»Vielleicht aber Spinnen«, mischte sich Myrna ein und schlug gegen ihren Mund, aus Furcht, etwas völlig Falsches gesagt zu haben, denn die anderen schwiegen betroffen und auch ärgerlich.
»Mußt du wieder mit diesem Mist anfangen?« beschwerte sich Della Forman. »Laß doch die dämlichen Spinnen, wo sie sind. Die wollen auch leben. Sie tun dir nichts.«
»Ich mag sie eben nicht.«
»Los, Kinder, wir fangen an, sonst wird das hier noch ein Seminar über Spinnen und ähnliche Tiere«, rief Jerry laut, lief ein paar Schritte vor, schwang dabei den rechten Arm hin und her und visierte sein Ziel am Ende der Bahn an.
Dann schleuderte er die Kugel los.
Kurz tickte sie auf die Bahn, bekam Geschwindigkeit und rollte leicht angeschnitten auf ihr Ziel zu.
Jerry richtete sich auf. Er verfolgte den Lauf der Kugel, verzog ein wenig das Gesicht und schüttelte den Kopf.
Die schwarze Bowling-Kugel hatte zuviel Drive bekommen. Sie driftete ab und schleuderte nur vier Kegel um.
»War auch nicht das Absolute!« kommentierte Firuz Long.
Jerry drehte sich um. »Das war mein erster Wurf, und du weißt

selbst, daß die ersten Pflaumen madig sind. Ich komme noch aus der Höhle, darauf könnt ihr euch verlassen.«

»Na denn!« meinte Firuz, nahm einen langen Anlauf und schleuderte seine Kugel.

Er warf ebenfalls nur eine Vier.

Diesmal lachte Jerry, der inzwischen neben seiner Frau am Tisch Platz genommen hatte. »Ich dachte, du wärst der große Meister.«

Firuz grinste schief. »Das kommt noch. Hätte ich sofort richtig angefangen, wärst du deklassiert worden.«

»Hört, hört!« sagte Jerry. »So sieht einer aus, der gerne möchte und nicht kann.«

Die anderen lachten.

Als nächster kam Ike Lester an die Reihe. Es war immer so, daß zuerst die Männer warfen, die Frauen folgten später.

Und Ike schaffte fünf.

Er klatschte sich selbst Beifall, als er zurückging, sein Whiskyglas nahm und es leerte.

Jerry stieß Emily an, die neben ihm saß und ins Leere starrte. Sie erschrak.

»Was ist los mit dir?«

Emily strich sich ihr Haar aus der Stirn. »Ich weiß auch nicht, Jerry. Irgendwie fühle ich mich nicht wohl.«

»Ist dir schlecht?«

»Nein. Das ist auch kein körperliches Unwohlsein, sondern ein seelisches. Ich… ich habe Angst.«

»Wieso?« Erstaunt schüttelte Jerry den Kopf. »Ist doch alles klar hier oder nicht?«

»Das weiß ich eben nicht. Ich spüre, daß es nicht klar ist. Uns droht eine Gefahr.«

»Und welche?«

»Keine Ahnung. Vielleicht die Spinnen. Ich muß immer wieder an das Mädchen denken, das uns…«

»He, ihr beiden. Privatgespräche könnt ihr im Bett führen«, mischte sich Della vom Nebentisch ein. »Was soll das eigentlich alles?« Sie stand auf. »Willst du nicht werfen, Emily? Vielleicht blamierst du dich…«

»Keine Sorge, ich schaffe es schon.« Emily erhob sich und griff nach einer Kugel.

Emily Rigg bowlte nicht zum erstenmal. Sie kannte sich aus, nahm einen kurzen Anlauf. Wurf.

Die Kugel rollte, rollte – und rollte vorbei. Sie jagte in die Gasse, was Della mit einem Lachen quittierte. »Das war ja wohl nichts, kleine Emily. Aber mich auslachen.«

»Mach du es erst mal besser«, nahm Jerry seine Frau in Schutz, die

sich achselzuckend wieder ihrem Platz näherte und sich hinsetzte.

»Und ob.« Della stand schon bereit. Wieder ein kurzer Anlauf.

Dann rollte die Kugel.

Und sie traf.

Sechs Puppen fielen um.

Firuz sprang auf. »Die beste!« rief er. »Da, ihr Schlappschwänze. Della hat euch bewiesen, wie man es macht.«

»Noch ist der Durchgang nicht beendet«, erklärte Jerry. »Wir spielen einige Stunden. Mal sehen, wer dann die beste Kondition und Treffsicherheit besitzt.«

»Wir«, antwortete Firuz voller Überzeugung und drehte sich um, da Myrna Lester die Kugel in die Hand genommen hatte, vorlief, ihren Arm schwang und warf.

Della hatte sie alle übertrumpft. Würde Myrna das Ergebnis zu ihren Gunsten verändern?

Nein, es fielen nur zwei Puppen.

Della lachte ein wenig schrill. »Das wär's dann wohl«, erklärte sie und schaute zu, wie ihr Mann eine neue Flasche öffnete. »Nach jedem Durchgang einen kräftigen Schluck!« rief sie. »Ich gebe einen aus. Aber das ist Selbstgebrannter. Ich habe ihn angesetzt und gebrannt. Eine irre Sache, kann ich euch sagen. Wer möchte?«

Nur Firuz nahm einen Schluck. Die anderen kannten das Zeug.

Es brannte wie Säure im Magen und zog alles zusammen. Richtig widerlich, wenn man es trank.

Della und Firuz hoben ihre Gläser. Auch die anderen beiden Paare. Allerdings blieben sie beim Whisky.

»Cheerio denn!« rief Della. Ihre Stimme klang leicht schrill. »Auf daß es euch an den Ohren wieder rauskommt!«

In diesem Augenblick verlöschte das Licht!

***

Steckdunkel war es. Jede Beleuchtung war ausgefallen. Keine Musik mehr. Nichts zu sehen, nicht die berühmte Hand vor Augen, und es war klar, daß jeder erschrak.

Sogar ein Glas klirrte. Es war Emily aus der Hand gerutscht, und die Whiskylache auf dem Tisch verbreitete einen widerlichen Alkoholgeruch.

»Was ist das denn schon wieder?« beschwerte sich Della Forman mit wütenden Worten.

»Das Licht ist ausgefallen!« erklärte Jerry trocken. »Siehst du das nicht, liebe Della?«

»Hör auf, mich zu verarschen. Sieh lieber zu, daß die Beleuchtung wieder normal wird. Oder steckst du dahinter, weil du mir den Sieg nicht gönnst, Jerry?«

»Du solltest von deiner Person niemals auf eine andere schließen«, erwiderte Jerry ziemlich sauer. Ihm fiel dieses Weib schwer auf den Geist. »Aber du brauchst keine Angst zu haben. Und ihr anderen auch nicht. Ich kenne mich hier unten aus. Ich weiß auch, wo der Hauptsicherungskasten liegt. Es dauert nur eine Minute, dann ist alles klar. Zudem habe ich vorsichtshalber eine Taschenlampe mitgenommen. Augenblick noch.«

Jerry suchte in seiner Tasche. Die Lampe hatte unter den Flaschen gelegen, und er fand sie.

»Alles klar«, meldete er, als er die Lampe einschaltete und den weißen Strahl wandern ließ.

Er traf die Gesichter seiner Freunde. Keines sah normal aus. Vor allen Dingen die der Frauen hatten sich verändert. Ihnen war anzusehen, daß sie Angst besaßen. Sogar Della, die sonst immer eine so große Klappe hatte.

Myrna preßte sich gegen ihren Mann. Ihr Mund stand offen. Sie zitterte auch, doch ein Laut drang nicht über ihre Lippen. Ike blickte starr. Er hatte die Augenbrauen zusammengezogen. Als Jerry die Lampe schwenkte, verschwand sein Gesicht wieder in der Dunkelheit, die die Menschen wie ein Ring umgab.

Jerry Rigg wußte genau, wo der Sicherungskasten lag. Er mußte quer über die Bahn.

Auf dem Parkett hallten seine Schritte. Der Lichtschein tanzte, wenn Jerry seinen Arm bewegte, und er fand sein Ziel an der Wand hinter dem Ende der Bahnen.

Dort befand sich in der Tat der Kasten. Ein hellgrau gestrichenes Gehäuse, auf das der Lampenkegel einen dicken an den Rändern zerfasernden Kreis malte.

»Wollt ihr nicht solange ein Liedchen singen, bis es wieder hell geworden ist?« rief Jerry und lachte.

»Kein Bedarf«, antwortete Firuz. »Sieh lieber zu, daß es hell wird und wir weitermachen können.«

»Keine Bange, das klappt schon.« Jerry hielt die Lampe hoch. Er fand den Griff des Kastens und mußte zweimal rucken, um die Klappe aufzubekommen.

Danach leuchtete er mit der Lampe auf den Wirrwarr von Schaltern und Hebeln.

Wo befand sich denn die Hauptsicherung?

Da fiel ihm der größte Hebel ins Auge. Zudem war er noch rot lackiert, aber er stand nach oben gerichtet, ein Zeichen, daß die Sicherung nicht rausgesprungen war.

Sehr seltsam.

Eine Erklärung fand Jerry Rigg nicht für dieses Phänomen, aber er ignorierte auch nicht das unruhige Gefühl, das plötzlich in ihm

hochstieg und sich zu einer Beklemmung steigerte, die es ihm schwermachte zu atmen.

Da stimmte etwas nicht…

»Was ist denn, Jerry?« rief Firuz Long. »Willst du uns hier zwei Stunden warten lassen?«

»Nein, aber…« Er sprach nicht mehr weiter, hob die Schultern und versuchte es eben anders.

Jerry drückte den Hebel nach unten. Vielleicht war etwas falsch geschaltet worden, bei diesen alten Bauten durchaus möglich. Die dünne Hoffnung zerplatzte ebenso rasch, wie sie aufgekeimt war.

Es blieb weiterhin dunkel.

Jerry begann zu schwitzen. Vor allen Dingen wurden seine Freunde ungeduldig. Dellas schrille Stimme übertönte alle anderen.

»Das macht der Kerl doch nur extra. Der will uns hier reinlegen. Horror-Trip, nicht?«

»Halt doch deinen Mund, verdammt!«

Schwere Schritte näherten sich. Ike Lester kam, blieb neben Jerry stehen und schaute ebenfalls nach.

Jerry erklärte ihm, was ihm aufgefallen war und daß irgend etwas verkehrt sein mußte.

Ike nickte. Er war zwar kein Techniker, aber das, was Jerry meinte, begriff er sofort.

»Und was sollen wir tun?« fragte er.

Eine Lösung hatte Jerry nicht parat. Er strich durch sein Haar, hob die Schultern und meinte: »Ich kann ja mal in dem Keller unter diesem nachschauen.«

»Wieso? Warst du da schon?«

»Klar. Mußte ich doch.«

»Gibt es da denn Licht?«

»Da ist mal was angelegt worden. Vor langer Zeit. Die Leitungen liegen noch über Putz. Vielleicht ist dort etwas unterbrochen worden, das wir flicken müssen.«

»Wenn du meinst…« Ike räusperte sich. »Soll ich mitgehen?«

»Nein, bleib du bei den anderen und erkläre ihnen, was ich vorhabe. Sonst drehen die durch. Vor allen Dingen Della.«

»Das ist schon ein zickiges Weib«, sagte Ike und grinste schief, bevor er Jerry auf die Schulter schlug. »Dann mach es mal gut, Alter. Du wirst es schon packen.«

»Sicher.« Jerry schaute Ike noch nach. Danach setzte er sich selbst in Bewegung. Weit brauchte er nicht zu laufen. Er hörte hinter sich die Stimmen der Freunde. Begeistert klangen sie nicht, aber auch er war von seiner vor ihm liegenden Arbeit nicht gerade angetan.

Die Tür zum zweiten Keller lag in einer Nische. Man hatte sie rot gestrichen, doch als Jerry dagegen drückte, da merkte er, daß unter

der Farbe faules Holz saß. Er konnte es fast mit den Fingern eindrücken.

Verschlossen waren die Türen nicht. Jerry Rigg drückte die Klinke nach unten. Das Holz hatte sich verzogen, die Tür klemmte, und sie schabte über den Boden, als sie aufgezogen wurde.

Jerry schlüpfte durch den Spalt, suchte an der rechten Wand und fand einen alten Schalter, den er nach rechts drehte, jedoch keinen Erfolg erzielte.

Es blieb dunkel.

Die einzige Lichtquelle war seine Taschenlampe. Er zog die Tür wieder zu und leuchtete in die Tiefe, wobei der gelbe Finger über eine alte, halb zerstörte Treppe glitt, ihr Ende erreichte und sich dort auf etwas spiegelte, was Jerry hier nie erwartet hätte.

Es war Wasser!

In der Tat stand dieser Keller unter Wasser.

Jerry Rigg schüttelte den Kopf. Jetzt begriff er auch, woher der widerliche und faulige Geruch stammte, der ihn seit seinem Eintritt umweht hatte.

Abgestandenes Wasser roch so.

Und dieser komische Keller war voll davon. Das konnte Jerry erkennen, als er den Lampenstrahl wandern ließ und der helle Finger über die Fläche tanzte.

Er verlor sich sogar weiter hinten. Dort befand sich also keine Mauer, auf die er hätte treffen können.

Der Keller gefiel Jerry Rigg überhaupt nicht. Er stellte sich die berechtigte Frage, woher das Wasser wohl gekommen war, dachte dabei auch an den Untergrund und kam zu dem Ergebnis, daß die Fluten vielleicht vom Grundwasser gespeist worden waren.

So war es hier. So mußte es hier sein.

Jerry schritt weiter die Treppe hingab, denn er mußte mehr von dem Keller sehen, um erkennen zu können, ob vielleicht ein Kabel, das noch oberhalb der Fläche lag, durchgetrennt worden war.

Dabei leuchtete er nicht mehr nach vorn, sondern rechts gegen die Wand, wo vom Lichtschalter aus das Kabel weiterführte.

Eine Bruchstelle konnte er nicht erkennen. Wenn sich tatsächlich etwas getan hatte, dann weiter vorn.

Jerry schaute noch mal zurück. Die Tür war fast ins Schloß gefallen. Er selbst kam sich vor wie in einer düsteren Gruft und völlig allein gelassen.

Unheimlich war dieser Keller schon. Von den Frauen wäre wohl keine freiwillig hinabgestiegen.

Er lächelte, als er daran dachte. Es war allerdings auch ein Lächeln, um sich selbst zu beruhigen, denn wohl war ihm bei der ganzen Sache nicht.

Noch drei Stufen mußte er nehmen, um auf der zu stehen, über die bereits das Wasser schwappte. Weiter wollte er nicht gehen, denn auch von hier aus konnte er dem Verlauf der Leitung folgen.

Sie lief etwa ein Yard über dem Wasser an der Wand entlang. Flickwerk erkannte Jerry Rigg nicht. Der Lichtausfall mußte wohl eine andere Ursache gehabt haben. Aber welche, zum Henker?

Er sah nicht, daß eine Welle heranrollte und die Stufe sowie seine Füße überspülte. Erst durch die Nässe wurde er aufmerksam.

Jerry Rigg konnte man vieles nachsagen. Ein Dummkopf jedenfalls war er nicht. Diese Wellenbewegung mußte ihren Grund gehabt haben, und der konnte sich nur unter Wasser befinden.

Jerry schaute auf die Fläche. Plötzlich schlug sein Herz schneller.

In der Tat bewegte sich das Wasser, und zwar an der Stelle, auf die der Kegel seiner Lampe einen großen zerfasernden Flecken malte.

Was ging dort vor?

Jerry spürte die Gänsehaut, die sich auf seinem Rücken ausbreitete. Er schluckte hart, die Lampe zitterte, was sich auch auf den Strahl übertrug, und plötzlich geriet das Wasser in so starke Bewegung, daß die anlaufenden Wellen bis zu seinen Schienbeinen schwappten.

Etwas stieg aus der Tiefe hervor.

Im Schein der Lampe sah Jerry den nassen gebogenen Rücken dieses Monstrums, das von dem Wasser höher und höher gedrückt wurde, so daß Jerry plötzlich erkennen konnte, um was es sich bei diesem Tier handelte.

Es war eine Riesenspinne!

***

Kurz hinter London wurde aus dem Regen Schneeregen, und in der Nähe von Dorking begann es zu schneien. Manchmal so heftig, daß die Wischer die dicken weißen Flocken kaum schafften.

»Das hat uns gerade noch gefehlt!« stöhnte Suko und verdrehte die Augen.

Ich peilte hoch zum Himmel. Trotz des Schnees bestand noch ein wenig Hoffnung, denn der Himmel war nicht nur eine einzige graue Fläche. Hin und wieder zeigte er sich blau.

Darauf machte ich Suko aufmerksam, und dessen Laune besserte sich. Dafür verschlechterten sich die Straßenverhältnisse, denn der Schnee blieb liegen.

Ich hatte Winterreifen aufziehen lassen, wir kamen auch verhältnismäßig gut durch, nur die Lastwagen hatten Schwierigkeiten.

Manche schleuderten, daß es schon lebensgefährlich wurde und ich froh war, wenn ich einen überholt hatte, ohne daß etwas passiert war.

Der Schnee fiel dicht wie ein Vorhang. Auf der Straße wurde er zu einem weißbraunen Matsch, aber wir hatten Glück. Die Schauerfront

hatten wir rasch durchquert, und plötzlich war die Straße wieder frei. Sogar die Sonne schien, aber weiter vor uns lauerte bereits die graue Wolkenfront am Himmel, die auf den nächsten Schneeschauer hindeutete.

Ich drehte auf.

Das trockene Stück wollte ich ausnutzen, und Suko wurde in die Sitze gepreßt.

»Ist ja wie in Bills Porsche«, meinte er.

»Fast, mein Lieber, fast.«

Fünf Minuten später verschwanden wir wieder innerhalb des grauweißen Vorhangs, der uns schluckte wie ein gewaltiges Maul.

Abermals waren die anderen Fahrzeuge nur noch als Schatten auszumachen, und Suko begann zu schimpfen.

Eine Viertelstunde später wechselten wir die Straße und fuhren auf der 29er weiter. Dort mußten wir bis Billingshurst und dann rechts abbiegen. Das war bald erledigt.

»Der nächste Ort ist dann Wisborough Green«, erklärte Suko, der, wie so oft, eine Karte vor sich auf den Knien liegen hatte.

Auch in dieser Gegend hatte es ein wenig geschneit. Zum Teil lag die weiße Pracht noch auf den Wiesen und deckte auch die braune Erde der Felder zu. In manchen Kurven schimmerte es auf der Straße, ich mußte vorsichtig fahren, denn wir wollten nicht im Graben landen.

In Wisborough Green waren die Menschen winterlich gekleidet.

Hinter einem Schulbus stoppten wir, und ich erkundigte mich bei dem Fahrer nach dem alten Hotel.

Er schaute mich erstaunt an, bevor er die Antwort gab. Präzise bekam ich den Weg erklärt.

Als wir abfuhren, war es genau vier Uhr am Nachmittag. Über uns sah es wieder sehr grau aus. Die Wolken hingen auch ziemlich tief. Es würde nicht mehr lange dauern, bevor der Schnee runterkam.

Über schmale Straßen näherten wir uns dem Ziel. Die Landschaft veränderte sich ein wenig. Sie wurde sumpfig. In dieser Gegend war der Schnee nicht liegengeblieben. Wenn wir über die weite Fläche schauten, sahen wir zahlreiche braune Tümpel, und die Häuser einer Ortschaft hoben sich als Silhouette klar gegen den Horizont ab.

Auf einer Tafel entdeckten wir die fast verblichene Aufschrift des Hotels.

Wir mußten rechts einbiegen, der Weg wurde schmal, kurvig und matschig. Zudem fing es wieder an zu schneien, so daß wir nur im Schrittempo weiterkamen.

»Gleich steige ich aus und gehe zu Fuß«, murmelte Suko, der ebenso wie ich vorgebeugt dasaß und durch die Scheibe schaute.

Von der linken Seite her schaufelte der Wind den Schnee gegen unser Fahrzeug. Heizung und Gebläse hatte ich eingestellt, damit die

Scheiben frei blieben. Wir konnten trotzdem wenig erkennen. Die Welt um uns herum verschwamm. Wir kamen uns vor wie auf einer abgedeckten Insel. Bäume und Sträucher waren nur als Schemen zu sehen, und der Vergleich mit geisterhaften Gestalten fiel mir ein.

»John, Vorsicht!«

Suko warnte mich, und ich hatte das Hindernis im selben Augenblick entdeckt.

Vor uns und genau auf der Mitte des Weges stand eine Gestalt.

Sie rührte sich nicht vom Fleck, wirkte innerhalb des Schneegestöbers wie eine unheimliche Figur, und ich trat auf die Bremse, damit ich den Bentley rechtzeitig genug zum Stehen bekam.

Die Gestalt wankte etwas. Für mich ein Zeichen, daß wir sie eventuell berührt hatten, obwohl im Wagen davon nichts zu merken war.

Ich aber hatte sie erkannt.

Judy stand vor uns.

Die Blinde mit den Spinnenaugen!

»Das ist sie!« zischte ich Suko zu, löste den Gurt und rammte den Wagenschlag auf, um schnell aus dem Bentley zu tauchen.

Fast wäre ich noch gefallen und hielt mich am Türholm fest, als ich mit dem rechten Fuß ausrutschte.

Judy stand da und starrte uns an.

Ich näherte mich ihr mit langsamen Schritten. Auf meinen Lippen lag ein Lächeln. Keinesfalls wollte ich sie erschrecken, und ich wollte auch nicht, daß sie so klammheimlich verschwand wie im Krankenhaus. Ich kam von der rechten, Suko von der linken Seite, jeweils von uns aus gesehen.

»Hallo Judy«, sprach ich sie an und verhielt meinen Schritt, wobei auch Suko stoppte.

Sie drehte mir den Kopf zu.

Ihr Gesicht war blaß. Auf der Haut tauten die Schneeflocken schnell. Als Wasserbahnen rannen sie nach unten und versickerten in der nassen Kleidung des Mädchens.

Ich blieb so dicht vor ihr stehen, daß ich auch ihre Augen sehen konnte.

Ja, da waren die Spinnen wieder zu erkennen. Durch ein Handzeichen machte ich meinen Freund aufmerksam, der schaute ebenfalls genauer hin und nickte. Er hatte verstanden.

»Kennst du mich nicht mehr, Judy?« erkundigte ich mich mit freundlicher Stimme.

»Fahrt nicht weiter!« flüsterte sie. »Fahrt nicht weiter.« Sie verzog das Gesicht, als hätte sie etwas Grauenvolles gesehen. »Bitte, ihr müßt umkehren.«

Das wollten wir nicht, und ich erkundigte mich nach dem Grund

ihrer Warnung.
»Sind es die Spinnen?«
»Ja.«
»Wo stecken Sie?«
Da zuckte ihr Gesicht, und ich hatte das Gefühl, als wollte sie anfangen zu weinen, doch sie hielt sich tapfer und schüttelte nur den Kopf. Eine Antwort wollte sie nicht geben, und zwingen konnte ich sie nicht.
»Und die Menschen? Befinden sie sich im Haus? Sie sind hingefahren, nicht wahr?« Ich starrte sie an und merkte nicht, daß mich die Schneeflocken allmählich wie ein weißer Mantel bedeckten.
»Sie werden tot sein«, sprach Judy, »tot… alles ist schrecklich. Die Riesenspinnen warten. Die Rache ist vollendet. Ich aber habe überlebt, nur ich – oder bin ich tot?«
Es waren ihre letzten Worte, denn sie drehte sich plötzlich um und ging einfach davon.
Nach drei Schritten schon war sie nicht mehr zu sehen. Der Schnee hatte ihre zarte Gestalt geschluckt.
Suko stieß mich an. »Verdammt, John, willst du nicht hinterher?«
»Nein.«
»Weshalb nicht?«
»Wir werden sie bestimmt im Haus wiedersehen, und ich möchte sie auf keinen Fall beeinflussen. Alles soll seinen normalen Gang laufen. Nur so haben wir eine Chance, herauszubekommen, was wirklich mit den Spinnen los ist.«
»Mich begeistert dein Vorschlag nicht«, gab Suko ehrlich zu.
Ich hob die Schultern, drehte mich um und zog den Wagenschlag auf. Bevor ich einstieg, klopfte ich noch meine gefütterte Jacke aus.
Trotzdem blieb ein großer Teil des Schnees kleben, als ich in den Wagen stieg und auch Suko neben mir seinen Platz fand.
Auf der Frontscheibe klebte der Schnee. Die Wischer schafften ihn mit ein paar Bewegungen fort, und ich startete. Vorsichtig gab ich Gas. Zum Glück fuhren wir mit Winterreifen. Sie griffen gut bei diesem Bodenbelag, und der Bentley setzte sich langsam in Bewegung.
»Im Haus treffen wir sie wieder«, sagte ich leise.
»Du reagierst bei diesem Mädchen irgendwie anders als sonst«, meinte Suko.
»Möglich.«
»Wie kommt das?«
Ich fuhr behutsam in eine Kurve. »Vielleicht tut mir die Kleine leid, Alter.«
»Das könnte sein.«
In den nächsten Minuten schwiegen wir, und ich konzentrierte mich auf die Fahrt. Zudem hatten wir Glück, denn das dichte Schneetreiben

ließ mal wieder nach. Die Flocken wurden dünner, schließlich waren sie kaum noch zu sehen, und unser Blick fiel bereits auf das Haus.

Schneebedeckt präsentierte sich das Dach. Die weiße Pracht lag auch auf den Wiesen, die das Haus umgaben, hing wie Leim an den Bäumen, und nur dort, wo sich der Sumpf befand, da war sie nicht liegengeblieben.

»Das ist ja ein kleiner See«, meinte Suko. »Und kein Sumpf.«

Der Chinese hatte recht. Aber wir sahen nicht nur den See, sondern auch den Wagen, nahe dem Eingang abgestellt. Es war der Kleinbus, den sich die sechs Leute geliehen hatten.

Ich stoppte, und wir stiegen aus.

Bis zu den Knöcheln versanken wir in pappigem Schnee. Unser Atem stand als Wolke vor den Lippen. Als wir die Fassade hochschauten, bewegte sich hinter den Fenstern nichts. Das Haus machte einen unbewohnten Eindruck, und doch mußten sich die Menschen darin befinden, denn ihr Wagen stand in der Nähe.

»Ob es sie erwischt hat?« Suko war die Stille ebenfalls aufgefallen, und er sprach meine Befürchtungen aus.

Plötzlich wurde die Tür geöffnet.

Die Blinde stand da. Sie winkte uns zu. Obwohl sie uns nicht sah, mußte sie genau wissen, wo wir standen.

»Wollen Sie nicht hereinkommen?« fragte sie so laut, daß auch wir es hören konnten.

»Gern«, erwiderte ich.

Suko lachte leise. »Erst warnt sie uns, dann lockt sie uns an. Das stinkt schon nach Falle.«

Ich konnte meinem Partner nicht widersprechen. Mit dem Kopf gab Suko das Zeichen, und wir schritten durch den frisch gefallenen Schnee, wobei unsere Schuhe Spuren hinterließen.

Kaum hatten wir die erste Stufe der Treppe berührt, als sich die Blinde zurückzog. Sie drehte sich dabei nicht einmal um, sondern ging rückwärts.

Dabei schloß sie die Tür.

»Die Falle wird immer besser«, murmelte Suko und lachte leise, während er nach seiner Beretta tastete.

Auch ich zog den Reißverschluß der Jacke auf. An der Tür blieben wir für einen Moment stehen, bevor ich sie aufzog.

Wir stürmten nicht wie die Irren ins Haus. Erst schauten wir uns um.

Beide sahen wir in das Foyer des ehemaligen Hotels. Und beide sahen wir auch die nach oben führende Treppe.

Vor der untersten Stufe stand jemand.

Nicht Judy, sondern sie – die Riesenspinne!

***

Eine übergroße Spinne kletterte aus dem Wasser.
Jerry Rigg stand wie festgenagelt, schaute auf das Tier und glaubte, verrückt zu werden.
Das konnte es doch nicht geben. Es war ein Alptraum, ein Wahnsinn, er mußte einfach träumen.
Er träumte nicht. Was er sah, war eine Tatsache und der blanke Horror. Hier war etwas lebendig geworden, das tot sein mußte, aber es wollte die Menschen und vor allen Dingen Jerry Rigg.
Durch den offenen Mund atmete er. Seine Augendeckel bewegten sich hektisch, denn jetzt sah er auch die beiden Beine der Spinne, und er sah ihren Kopf.
Obwohl er es nicht gewollt hatte, löste sich der Schrei aus seinem Mund. Es war grauenhaft, denn die Spinne besaß zwischen ihren beiden ersten Beinen einen Menschenkopf.
Jerry Rigg hielt seine Lampe so, daß deren Strahl haargenau auf den Kopf fiel und auch die Gesichtszüge hervortreten ließ.
Er hatte schon des öfteren Bilder seines Großvaters gesehen. Sie lagen bei seinen Eltern in einer Zigarrenkiste, und jeder Gesichtszug war ihm eigentlich vertraut.
Deshalb erkannte er den Schädel sofort.
Der Spinnenkopf trug die Züge seines Großvaters, der spurlos verschwunden war.
Und so sah er ihn wieder.
Jerry glaubte, wahnsinnig zu werden. Er sah das Gesicht, das häßliche Grinsen der breiten Lippen, das Funkeln der Augen, und er glaubte zu erkennen, daß ihm der Kopf zunickte.
Da konnte er nicht mehr.
Auf der Stufe kehrte er um, wollte die Treppe wieder hoch, doch er vergaß, daß die Stufe naß geworden war.
Jerry rutschte aus. Zwar schlug er noch gegen die Wand, wobei das Glas der Lampe zerbrach, aber halten konnte er sich nicht mehr.
Dafür umgab ihn die Finsternis.
Mit dem Kinn schlug er auf eine Stufenkante. Der Schmerz raste durch seinen Kopf, Tränen traten in seine Augen, er zog die Beine an, wollte endlich weg, da hörte er hinter sich ein zischendes Geräusch.
Die Spinne war da.
Und sie griff zu.
Es war wie ein Schlag mit dem Hammer, als ihr Bein gegen seinen Rücken hieb und das zweite und dritte sofort nachgriff, wobei sie mit Leichtigkeit seinen Körper umklammerten und ihn in die Höhe hoben.
Plötzlich schwebte Jerry Rigg über der Treppe. Er wehrte sich verzweifelt, schlug mit den Händen um sich und bewegte sie dabei wie Dreschflegel.
Einen Erfolg erzielte er nicht. Was die Monsterspinne einmal hatte,

das ließ sie nicht aus den Klauen.
Mit ihrer Beute zog sie davon. Allerdings nicht die Treppe hoch, sondern hinunter, wo das unheimliche dunkle Wasser lauerte und die Schreie des Mannes zu einem dumpfen Blubbern erstickte…

***

Aus Judys Träumen

Im Haus wohnte niemand mehr. Nur noch das Grauen. Und dies spürte das junge Mädchen sehr deutlich, als es auf der Türschwelle verharrte. Es traute sich nicht hineinzugehen, denn es ahnte, daß Schreckliches passiert sein mußte.
Und doch überwand Judy sich.
Abermals streckte sie die Arme vor, um jedes Hindernis so schnell wie möglich zu ertasten, und sie bewegte auch ihre Füße nur sehr schleppend weiter.
Dabei hatte sie das Gefühl, als Fremde in das Haus zu kommen, so anders war alles. Zudem konnte sie nichts mehr sehen, das war schließlich ihr Hauptübel, und doch vermißte sie einiges.
Niemand rief nach ihr, keiner wollte sie sprechen, nur die Stille lauerte um sie herum.
Eine gefährliche und drohende Stille, auch mit dem Begriff tödlich zu umschreiben.
Als Judy die ersten fünf Schritte in die Halle hineingegangen war, wehte der Geruch auf sie zu, den sie im normalen Zustand vielleicht nicht einmal wahrgenommen hätte. Jetzt, wo die anderen Sinne geschärft waren, sah das anders aus.
Es war ein süßlicher Geruch und gleichzeitig widerlich.
Blutgeruch…
Judy blieb stehen. Aus ihren Augen liefen zwei Tränen und rannen an den Wangen hinab. Sie dachte sofort an ihren Vater, und sie rechnete damit, ihn schon bald zu finden.
Als Toten…
Judy Garrets schüttelte sich, als hätte sie jemand mit kaltem Wasser begossen. Sie konnte nicht direkt behaupten, daß in ihr eine gewisse Angst steckte, nur ein Gefühl starker Neugierde, gepaart mit Spannung. Das war sehr plötzlich gekommen, und eine innere Stimme machte ihr klar, daß sie keine Angst zu haben brauchte.
Nie mehr Angst!
Judy atmete tief durch. Die Tränen versiegten, jetzt konnte sie freier atmen, denn sie glaubte der inneren Stimme, und sie schritt tiefer in die Halle hinein.
Wohin sollte sie sich wenden?
Sie überlegte und glaubte daran, daß sie ihren Vater zuletzt in der ersten Etage gesehen hatte. Sein Schattenriß hatte sich hinter einer

Scheibe abgezeichnet.

Wenn sie ihn entdeckt hatte, dann sicherlich auch die Männer, und die hatten ihren Weg gefunden.

Judy wollte denselben nehmen.

Sie kannte jeden Fußbreit Boden in diesem Haus. Ob die normalen Räume oder der Keller, da gab es nichts, was für sie unbekanntes Terrain gewesen wäre. Es geschah schon fast automatisch, daß sie den herumstehenden Möbelstücken auswich, vor der Treppe kurz stehenblieb, den rechten Arm zur Seite streckte und nach dem Geländer faßte, um sich abzustürzen, wenn sie die Stufen hochschritt.

Den weiteren Weg ging sie nicht sehr schnell, sondern war eher vorsichtig.

Dennoch überwand sie die Treppe zielstrebig. Nur ihre eigenen Schritte hörte sie. Sie hatten denselben Rhythmus wie das Schlagen ihres Herzens.

Als sie die Treppe endlich hinter sich hatte, da stellte sie den sehr intensiv gewordenen Geruch fest. Sie brauchte nur ein paar Schritte weiterzugehen, wandte sich strikt nach rechts und betrat das erste Zimmer.

Dort lag jemand.

Ihre Füße wurden von einem auf dem Boden liegenden Körper gestoppt. Judy bückte sich und tastete.

Der Körper war steif. Und auch hart. Die Haut fühlte sich so seltsam an, als sie eine Hand in die Höhe hob. Sie war auch mit zahlreichen winzigen Härchen bedeckt, die so dicht nebeneinander wuchsen, daß sie schon einen Flaum bildeten.

Ihre Finger tasteten höher. Sie fanden nicht nur klebrige Stellen, sondern auch etwas anderes. Ein Gesicht, das keines mehr war.

Zwar fühlte sie noch die Stellen, wo Nase, Augen und Mund gewesen waren, doch die Haut hatte sich stark verändert. Sie war hart und hornig geworden, wie der Panzer einer Spinne.

Judy begann zu lachen. Sie konnte nicht mehr. Sie schrie dabei, und das grelle Geräusch erfüllte das Haus bis in den letzten Winkel.

Es war ein wildes und gleichzeitig ein böses Lachen, das da aus ihrem Mund drang und ihren Körper regelrecht durchschüttelte.

Sie freute sich plötzlich, einen der Häscher gefunden zu haben, und sie wußte, daß ihr Vater gesiegt hatte.

Und sie ebenfalls.

Rasch erhob sie sich, drehte sich um und verließ das Zimmer, um auf den Gang zu gehen.

Sie schaute in den nächsten Räumen nach.

In jedem lag ein Toter.

Und der Blutgeruch war so stark geworden, daß er schon Übelkeit verursachen konnte.

Judy fand alle sechs, die in das Haus eingedrungen waren. Im letzten Raum lag jemand, der in seiner rechten Faust noch den Stiel eines Hammers hielt.

Was er damit vorgehabt hatte, wußte Judy nicht, aber es mußte etwas Entscheidendes gewesen sein, denn bei den anderen hatte sie ähnliche Werkzeuge nicht gefunden.

Als sie sich aufrichtete, dachte sie an ihren Vater. Dabei fragte sie sich, weshalb sie gerade ihn mit diesem gefundenen Hammer in Verbindung brachte.

Judy verlieft das Zimmer. Diesmal zitterten ihre Beine, und sie war sich darüber im klaren, daß ihr bestimmt noch eine schreckliche Entdeckung bevorstand.

Auf dem Gang wußte sie, daß sie nicht mehr weit zu laufen brauchte. Ihr Vater befand sich ganz in der Nähe. Sie spürte bereits seine Aura. Es war wie eine Strahlung, von der sie getroffen wurde, sie mußte sie nur noch lokalisieren.

»Dad?« Obwohl sie wußte, daß ihr Vater keine Antwort geben konnte, rief sie den Namen.

Er verhallte ungehört.

Starr blieb sie stehen. Sie ballte ihre Hände, spannte den Rücken, der Kopf fiel nach hinten, das Gesicht verzerrte sich, und sie rief den Namen so laut, daß er durch das Haus schallte.

»Daaaddd!«

Das Echo schwang ihr entgegen, mehr nicht. Ein paar Schritte torkelte sie vor, fiel gegen die Wand und flüsterte sinnlose Worte. Der Vater war tot, aber wo hatten die verfluchten Bestien ihn hingeschafft? War wirklich alles umsonst gewesen? Hatte der Spinnentrank, den ihr Vater braute, nichts geholfen?

Schluchzend löste sie sich von der Wand. Alle Zimmer hatte sie abgesucht, sechs Leichen gefunden, nur die ihres Vaters fehlte.

Wo konnte man ihn hingeschafft haben?

Judy sah nur eine Möglichkeit. Er mußte es irgendwie geschafft haben, in den Keller zu gelangen.

Das jedoch erwies sich als Irrtum, denn einen Augenblick später hatte sie fast das Ende des Ganges erreicht, streckte ihren Arm aus und glaubte, die Mauer zu berühren.

Hastig zuckte sie zurück, als dies nicht der Fall war. Die ausgestreckten Finger trafen nicht auf tapeziertes Mauerwerk, sondern berührten das Fleisch am Hals eines Menschen.

Judy schüttelte sich.

Es gab nur eine Erklärung für diese Berührung. Sie hatte ihren Vater gefunden.

Aber wieso hatte sie seinen Hals gefühlt, während sie normal stand? Da mußte etwas nicht in Ordnung sein. Judy ließ ihre Hand in

Halshöhe. Sie zögerte, als hätte sie Angst, die gesamte Wahrheit zu erfahren, und über ihren Körper rann ein Schauder.

Schließlich gab sie sich einen Ruck und hob den Arm an. Nicht den Hals berührte sie jetzt, sondern auch das Kinn des Mannes, im nächsten Augenblick die Wangen. Und die Fingerspitzen ertasteten die langen, noch offenen Wunden.

Man hatte ihren Vater geschlagen.

Judy dachte an die Ketten, die von den sechs Männern mitgebracht worden waren. Zum Spaß hatten sie die schweren Dinger nicht mitgenommen. Judy wurde klar, daß ihr Vater auf eine schreckliche Art und Weise umgekommen war. Vor seinem Tode mußte man ihn gefoltert haben.

Und nun?

Sie weinte leise, als sie auch den anderen Arm ausstreckte und den Körper abtastete.

Allmählich, als der ersten Schrecken nachgelassen hatte, wurde ihr klar, was geschehen war. Nun erkannte sie den Grund, weshalb ihr Vater nicht am Boden lag, sondern stand.

Er konnte nicht mehr fallen, denn man hatte ihn nicht nur getötet, sondern auch an die Wand genagelt!

Wie ein Orkan brach das Grauen über das blinde Mädchen herein. Sehen konnte Judy nichts, nur fühlen, das allerdings hatte ihr gereicht. Was waren das nur für Bestien gewesen, die sich zu sechst auf einen wehrlosen Mann stürzten und ihn auf diese schreckliche Art und Weise töteten? Sie konnte es nicht fassen, drehte sich zur Seite weg und schüttelte den Kopf.

Plötzlich kam es über sie. Die letzten Entdeckungen waren nicht mehr zu verkraften gewesen. Judy stützte sich zwar noch an der Wand ab, dennoch schaffte sie es nicht mehr, auf den Beinen zu bleiben, sackte in die Knie und fiel zu Boden.

Ihr Körper schlug schwer auf. Weinkrämpfe schüttelten ihn. Judy zog die Beine an ihren Körper und blieb in dieser gekrümmten Haltung liegen.

Wieviel Zeit verging, wußte sie nicht. Irgendwann im Morgengrauen schlief das blinde Mädchen inmitten der Toten ein.

Und sie hatte einen Traum!

Aus schier unendlichen Fernen hörte sie die Stimme ihres Vaters.

Sie klang klar und deutlich, als würde er neben ihr stehen, sie in den Arm nehmen und versuchen, sie zu trösten.

›Kleine Judy. Ich weiß, was du alles durchgemacht hast, und ich weiß ferner, daß du mich nun gefunden hast. Nimm es als eine unabänderliche Tatsache hin. Mich hat man getötet, man wollte mich ja umbringen, weil ich nicht zu ihnen paßte und ich sie störte. Ja, ich störte sie in der Tat, denn in diesem Hause passierte etwas, was keiner

begreifen konnte. Ich hatte den Spinnenfluch entdeckt. Das Haus ist auf einem Boden gebaut worden, der vor urlanger Zeit als Kultstätte diente. Hier haben Menschen oder menschenähnliche Wesen dem Spinnenzauber gefrönt. Sie beteten den Spinnen-Dämon an, ein grauenvolles Monster, das auf den Namen Kalifato hörte. Ich habe eine alte Schrift gefunden. In Stein waren die Beschwörungen eingemeißelt worden, und ich konnte sie aktivieren. Ich habe das Serum gefunden, das den Tod zwar nicht überwindet, ihn jedoch in Grenzen hält. Und dir, meine Liebe, habe ich das Serum zu trinken gegeben. Du hast es sicherlich gemerkt.

Dein Blut ist verändert worden. Es fließt nicht mehr so normal durch deine Adern wie zuvor, es hat eine andere Zusammensetzung bekommen, denn du bist infiziert worden. Leider konnte ich nicht verhindern, daß man dich blendete, aber ich habe dich durch diesen Trank unsterblich gemacht. Unsterblich in meinem und in Kalifatos Sinne, denn du wirst den Spinnenfluch für immer behalten. Wenn du stirbst, kannst du mit Freuden ins Grab steigen, denn du kommst zurück als Spinne. Es gibt jedoch Tage, da wirst du dieses Dasein schrecklich finden, und deshalb habe ich den Trank ein wenig verändert. Dir, liebe Judy, wird es gelingen, die Verwandlung zu steuern. Du kannst einmal als Spinnenmonstrum erscheinen, dann wieder als normaler, allerdings blinder Mensch.

Das alles spielt keine Rolle. Wichtig ist, daß du überlebst…‹ Nachdem Judy diese Worte im Traum vernommen hatte, wälzte sie sich unruhig von einer Seite auf die andere. Ihre Arme zuckten dabei, sie spreizte die Hände, so daß ihre Finger schon das Aussehen von Spinnenbeinen bekamen.

Ein paarmal stöhnte sie noch, zudem wartete sie darauf, daß sich ihr Vater aus dem Reich der Toten noch einmal melden würde, und sie hatte nicht umsonst gehofft.

›Ich möchte dich noch um einen kleinen Gefallen bitten, Judy, den du mir und auch dir selbst erfüllen mußt. Nimm die sechs Toten und wirf sie in den finstersten Keller. Dort sollen sie bleiben und für ewig verflucht sein. Sie werden sich verändern, sie werden aber nicht sterben, denn sie erleben die Hölle. Sie haben gegen mich gekämpft, ich habe mich schlagen lassen, aber ich habe es geschafft, auch ihnen Wunden zuzufügen, Bißwunden, meine Kleine, denn in der Zeit, als du draußen warst, habe ich mich in die Seele der Spinne hineinversetzen können und mich verwandelt. Dabei bist du allein ausersehen, mein Erbe fortzuführen. Wenn es auch so aussehen sollte, aber die Menschen haben nicht gesiegt. Dämonen sind stärker, und merke dir den Namen Kalifato. Merke ihn dir gut. Ihn kannst du anrufen, er wird dich hören und dich vielleicht, wenn du einmal nicht auf der Erde weilen willst, in die Leichenstadt holen, wo du unter deinesgleichen

bist. Cheerio, meine kleine Judy. Denk an das Erbe deines Vaters, der alles nur für dich getan hat…‹ Nach diesen Worten erwachte Judy. Zuerst wußte sie nicht, wo sie sich befand. Sie öffnete die Augen und war erschreckt darüber, daß sie trotzdem nichts sehen konnte.

Alles war und blieb dunkel.

Nur befand sich eine seltsame Dunkelheit um sie herum. Keine natürliche Finsternis, sondern eine absolute, die nicht durch den winzigsten Lichtstrahl unterbrochen wurde.

Da fiel ihr ein, daß sie blind geworden war.

Und plötzlich erinnerte sie sich auch wieder an die Ereignisse der vergangenen Nacht. Alles kam wieder zurück, aber auch der Traum stand plötzlich mit erschreckender Deutlichkeit vor ihrem geistigen Auge und ließ sie zittern.

Was war nur geschehen?

Judy setzte sich hin. Mit dem Rücken lehnte sie gegen die Wand.

Sie dachte intensiv über ihren Traum nach, der vielleicht keiner gewesen war, denn so deutlich hatte sie sich noch nie an einen Traum erinnern können. Ihr kam es vor, als hätte sie das alles selbst und wahrhaftig erlebt.

Judy war aufgeregt. Nervös öffneten und schlossen sich ihre Hände. Auf ihrer Stirn perlte der Schweiß. Das Blut rauschte durch ihre Adern. Hatte der tote Vater nicht von einer anderen Zusammensetzung gesprochen? Ja, er hatte ihr den Spinnentrank gegeben, damit der Fluch weiterwirken konnte, und Judy war fest entschlossen, das Vermächtnis ihres Vaters zu erfüllen.

Sie stand auf.

Auf einmal dachte sie wieder klar und scharf nach, verbannte alles andere aus ihrem Gehirn und konzentrierte sich allein auf ihre neue Aufgabe.

Judy machte sich an die Arbeit.

Ein blindes Mädchen brauchte Stunden, um die sechs Leichen verschwinden zu lassen. Der Keller war uralt. Als Kind hatte sie ihn als gefährlich empfunden, und innerhalb der rußigen Mauern lauerte das Böse.

Sie warf die Leichen dorthin, wo es am düstersten war, und sie hatte kaum den letzten Toten weggeschafft, als etwas auf sie zukroch.

Wie erstarrt blieb sie stehen.

Sie hörte ein Schaben, dann berührte sie etwas; Judy streckte ihren Arm vor, und die Hand fuhr über einen harten Panzer.

Einen Spinnenpanzer.

Vor ihr stand eine Riesenspinne.

Damit mußte sie erst fertig werden, wobei sie an die Worte ihres Vaters dachte und die Lage danach mit anderen Augen sah.

Es war alles normal. Auch die gewaltigen Monsterspinnen. Ihr Vater

hatte dafür gesorgt, daß es so gekommen war, und ihm konnte sie vertrauen.

Judy war trotz dieser Lage mehr als zufrieden. Zudem hatte sie das Testament ihres Vaters erfüllt. Die Spinnen existierten, sie lebten, und sie würden weiterleben.

Das blinde Mädchen verließ den Keller. Langsam schritt Judy die Treppe hoch. Auf ihren Lippen lag ein Lächeln. Sie fühlte sich zwar noch als Mensch, aber sie hatte auch Verständnis für die Spinnen.

Und das allein zählte.

Kaum hatte sie die Kellertreppe hinter sich gelassen, als sie Hufgetrappel hörte.

Es war vor dem Haus aufgeklungen, und sie vernahm auch das Mahlen von Rädern.

Eine Kutsche fuhr vor.

Judy runzelte die Stirn. Ihr war klar, daß kein angenehmer Besuch ins Haus stand, und sie würde sich danach richten. Schon hämmerten schwere Schläge gegen die Tür.

Die Blinde ging, um zu öffnen.

Mehrere Männer stürmten in die Halle. Judy konnte sie nicht erkennen, sie hörte ihre Schritte und ihr Atmen. Dann wurde sie an der Schulter gepackt und herumgerissen.

An der Stimme erkannte sie einen Polizisten, als er fragte: »Wo ist dein Vater, Judy?«

»Tot.«

Scharf stieß der Konstabler die Luft aus. »Er ist also tot, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und weshalb siehst du mich so komisch an?«

»Ich bin blind.«

»Verdammt, das stimmt, Sir«, sagte ein anderer. Judy hatte die Stimme auch schon gehört. Der Mann war der Lebensmittelhändler aus dem nahen Dorf.

»Blind ist sie, der Vater ist tot. Und wo sind die sechs Männer, Judy Garrets?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden, Konstabler. Ich kenne keine sechs Männer.«

»Erzähle mir nichts. Sie müssen hier gewesen sein, und sie waren auch hier, Das weiß ich.«

»Nein, ich…«

»Verdammt, wir haben Spuren gefunden. Denkst du, ich lasse mich von dir auf den Arm nehmen? Auch wenn du blind bist, ich will wissen, wo sie geblieben sind?«

»Ich kann Ihnen nicht helfen, Sir!«

Sie spürte die Hände des Konstablers auf ihren Schultern. »Mädchen, du lügst, die Männer waren hier. Wir haben Spuren gefunden.

Draußen lagen die Fackeln, die sie mitgebracht haben. Das Boot befand sich ebenfalls am Ufer…«

»Ich kann Ihnen nichts sagen.«

Der Konstabler lachte rauh. Er ließ Judy wieder los und wandte sich an die mitgebrachten Männer. »Fangt an, das Haus zu durchsuchen! Ich will alle Spuren gesichert haben. Wenn mich nicht alles täuscht, ist hier eine furchtbare Schweinerei passiert. Also los, Freunde, an die Arbeit! Wir werden das Ding schon schaukeln, und auf den Arm nehmen lasse ich mich nicht.«

Der Konstabler galt als eisern. Er gehörte zu den Personen in Wisborough Green, die man hoch achtete. Was er sagte, das wurde getan, und er sorgte auch dafür, daß einer seiner Männer unten blieb und auf das blinde Mädchen achtete.

Die Leute durchsuchten das Haus. Sehen konnte Judy sie nicht, nur hören. Ihre Stiefel polterten über den Holzboden. Sie nahmen sich erst die unteren Räume vor, dann gingen sie nach oben. Dort wurden ihre Stimmen hektischer. Einer kam schnell wieder zurück.

Am Klang seiner Schritte identifizierte ihn Judy als den Sheriff.

Er war erregt, denn als er vor Judy stehenblieb, traf sein warmer Atem ihr Gesicht. »Was ist da oben passiert?« schrie er sie an. »Wir haben Blut gesehen, und auch an deinen Händen befindet sich Blut!«

»Ich weiß es nicht.«

»Lüg nicht! Wo sind die Männer?«

Judy schwieg. Und sie schwieg auch, als man sie abtransportierte und immer wieder verhörte. Tagelang hielt sie dicht, bis man sie eines Tages in ihrer Zelle fand.

Tot…

Sie wurde begraben. Ein Armengrab bekam sie, mehr nicht, denn niemand war da, der etwas zahlte.

Judy geriet zwar in Vergessenheit, aber das Verschwinden der Männer beschäftigte die Gemüter der Menschen noch lange.

Dabei bemerkte niemand, daß sich im Grab, in dem Judy lag, etwas tat. Von unten her wurde die Erde bewegt, und eines Nachts, als der Vollmond sein bleiches Licht schleierartig über das Land legte, da kroch etwas aus dem Grab, das man nur als Monstrum bezeichnen konnte.

Es war eine Spinne, und sie hatte den Kopf eines jungen Mädchens.

Wie ein Spuk war sie verschwunden und wurde die nächsten fünfzig Jahre nicht mehr gesehen…

***

»Jerry muß verrückt sein«, bemerkte Emily, seine Frau.

»Wieso?« fragte Ike Lester. Er hatte die Worte vernommen, als er zu den anderen zurückkam.

»Allein in den Keller zu gehen.«
»Na und?«
»Hättest du dich denn getraut?« fragte Della höhnisch.
»Warum nicht?«
»Mich kriegen da keine zehn Pferde rein«, meldete sich Myrna und schüttelte sich.
»Sollen wir nicht weiterspielen?« fragte Della und kicherte auf einmal. »Ist doch irre, so im Dunkeln eine Kugel zu werfen. Jeder hat einen Wurf, und wenn das Licht wieder an ist, dann sehen wir, wie viele Kegel man geschafft hat. Ist das ein Vorschlag?«
»So etwas Idiotisches kann auch nur von dir stammen«, erklärte Ike Lester.
»Dann bleiben wir eben stehen.«
Eine halbe Minute verging, in der niemand etwas sagte. Hin und wieder war ein klingendes Geräusch zu hören, wenn das Glas gegen eine Flasche stieß.
»Jerry könnte sich aber beeilen«, flüsterte Firuz Long. »Verdammt, der läßt sich einfach zuviel Zeit.«
»Vielleicht hat er da unten eine Bekannte getroffen«, kicherte Della. Danach gluckerte etwas. Ein Beweis dafür, daß sie sich einen neuen Drink eingeschenkt hatte.
»Ich an deiner Stelle würde nicht soviel trinken«, sagte ihr Begleiter Firuz. »Nachher bist du so betrunken, daß du über die Bahn rollst und die Kugel liegenbleibt.«
»Willst du mir einen Schluck verbieten?«
»Nein, aber…«
»Halt doch die Klappe!« Della sprach bereits mit etwas schwerer Zunge. Jeder der anderen hörte, wie sie trank und sogar noch aufstieß. »Hier unten ist es lausig kalt, da muß man sich ja schließlich von innen her wärmen.«
Und dann wurde alles anders.
Es begann mit einem Schrei.
»Das war Jerry!« Ernilys Stimme klang erstickt und gleichzeitig auch schrill. »Mein Gott…«
Die anderen sagten nichts. Sie lauschten nur. Bis Emily Rigg die Stille unterbrach. »So tut doch etwas!«
»Was denn?« fragte Long.
»Nachsehen!«
»Ich gehe!« bot sich Ike Lester an.
Myrna rief.
»Ike, ich bitte dich. Sei vorsichtig, wenn du in den Keller…«
Weiter sprach sie nicht, denn wie auch alle anderen erlebte sie in derselben Sekunde das unheimliche Phänomen.
Wo sich die Bahnenden befanden und über den Anzeigetafeln das

normale Mauerwerk begann, tat sich etwas.

Innerhalb der Steine schien es zu brodeln oder zu kochen, ein seltsamer Glanz lag plötzlich auf ihnen, der zuerst einen braunen Farbton annahm, ihn wenig später wechselte und plötzlich grün schillerte. Ein intensives Grün, das nicht nur nach vorn leuchtete, sondern auch in die Tiefe der Mauer hineinstrahlte und sie durchsichtig werden ließ. Den erstarrt dastehenden Menschen kam es vor, als hätte sich die Materie verwandelt.

Aus Stein schien Glas geworden zu sein.

Als erster fand Ike Lester die Sprache zurück. Zuvor schüttelte er den Kopf und flüsterte: »Das gibt es doch nicht, das kann es nicht geben, das ist unmöglich.« Er wandte sich scharf um. Da das seltsame Licht auch in den Raum hineinfiel, konnte er die Gesichter seiner Freunde erkennen. Auch sie schimmerten grün. Die Haut wirkte irgendwie durchsichtig und blaß. »Versteht ihr das?« hauchte er.

Keiner antwortete ihm. Selbst Della Forman schwieg. Sie hielt ihr Glas so hart umklammert, als wollte sie es zerbrechen.

Emily Rigg starrte ebenfalls auf die Wand. Aber ihre Gedanken bewegten sich in eine andere Richtung. Heftig schüttelte sie den Kopf. »Bitte!« flüsterte sie. »Bitte, steht doch hier nicht rum! Denkt an den Schrei! Jerry… ich …« Sie holte tief Luft. »Ich werde gehen und nach ihm schauen. Ihr seid ja zu feige!« schrie sie.

Ike Lester wollte sie noch zurückhalten. Er streckte seinen Arm aus, berührte sie auch, doch die Frau ließ sich nicht abhalten. Sie machte sich frei und rannte quer über die Bahn auf die Tür zu, wo ihr Mann verschwunden war.

Sehen konnte sie jetzt, denn das aus der Wand dringende Licht schuf eine fahle, geisterhafte Beleuchtung.

Die anderen folgten der Frau nur mit ihren Blicken. Ike Lester machte sich Vorwürfe. Er wäre am liebsten hinter ihr hergelaufen, doch da stand seine Frau neben ihm, die ihre Hand fest um seinen Unterarm gepreßt hielt und ihn so bei sich behielt.

»Nicht, Ike, nicht…«

Genau in dem Augenblick riß Emily die Tür auf. Jeder hörte das Geräusch, und ein jeder war überrascht, daß auch aus dem Keller das seltsame grüne Licht drang, wobei es die Gestalt der Emily mit einem fahlen Schleier umwehte.

Sie lief nicht in den Keller, sondern blieb auf der Schwelle stehen und breitete die Arme aus, um sich abzustützen.

Dann schrie sie: »Jerry, mein Gott, Jerry!«

Ihr Schrei hallte durch den Raum, und er erzeugte bei den anderen eine Gänsehaut.

»Jerrryyyy!« Zum zweitenmal brüllte sie den Namen ihres Mannes. Diesmal noch lauter, noch intensiver, da mußte etwas passiert sein,

eine andere Möglichkeit gab es nicht.
Im nächsten Moment stürzte sie vor. Sie rannte die Treppe hinunter, und durch den schrägen Blickwinkel verschwand sie auch aus dem Sichtfeld ihrer Freunde.
Jetzt konnte Myrna Lester ihren Mann nicht mehr halten. Er riß sich kurzerhand los und nahm denselben Weg, den vor ihm Emily Rigg genommen hatte.
Als wäre sein Start ein Signal gewesen, so setzten sich auch die übrigen drei in Bewegung und sahen zu, so schnell wie möglich die offene Tür zu erreichen.
Dort blieben sie stehen. Sie drängten. Ike ging drei Stufen vor, und jeder konnte das Unglaubliche und Schreckliche mit den eigenen Augen sehen.
Es war nicht mehr faßbar!
Am Ende der Treppe schimmerte dunkel und mit einem grünen Schein überzogen das Wasser. Dabei brodelte es, warf Wellen, denn es wurde von unten her bewegt, und aus den Fluten kroch plötzlich etwas, das es sonst nur in schlimmen Filmen gab.
Ein Spinnenmonster!
Aufgerichtet reichte es einem Menschen fast bis zur Brust. Es besaß einen menschlichen Kopf, und es hielt eine leblose Gestalt zwischen seinen vorderen Fühlern.
Jerry Rigg!
Emily war am weitesten vorgelaufen. Sie stand fast schon am Wasser, das gegen ihre Fußspitzen schwappte, und sie schrie wie am Spieß, als sie ihren Mann zwischen den Beinen der Spinne entdeckte.
Das Grauen war unbegreiflich, denn die Riesenspinne war noch nicht am Ende.
Sie verließ das Wasser und steuerte dabei die Treppe an, denn sie wollte hoch und sich die nächsten Opfer holen.
Für die Menschen gab es nur eins. Flucht! Sie mußten so rasch wie möglich Weg.
»Emily!« brüllte Ike Lester. Er stand der Frau am nächsten, die aber rührte sich nicht.
»So hol sie doch!« schrie Della Forman, während die anderen sich nicht rührten.
Das tat Ike auch.
Er brauchte nicht sehr weit vorzugehen, um Emily zu erreichen.
Nur fünf Stufen, dann hatte er sie erwischt, und er riß sie genau in dem Augenblick zurück, als es der Monsterspinne gelang, die ersten Stufen der Treppe zu erklimmen.
Aus welchem Grunde sich die Frau wehrte, wußte keiner.
Vielleicht war es noch der Schock oder die Berührung, auf jeden Fall wollte sich Emily aus dem Griff des Mannes befreien.

Ike Lester hatte Kraft. Das bewies er in dem Augenblick, als er Emily herumschleuderte, seine Hand gegen ihren Rücken stieß und sie die Treppe hoch zu den anderen hindrückte. Emily stolperte, fiel, wurde von Della und Firuz aufgefangen, zurückgezogen, während Myrna anfing zu schreien, denn sie hatte gesehen, daß sich die Spinne ihrem Mann sehr stark näherte.

Ike verstand das Signal.

Er sprang zwei Stufen höher.

Sein Glück, denn genau in dem Augenblick wuchtete eines ihrer freien Beine vor, und das hätte wie der Stoß einer Lanze unweigerlich den Rücken des fliehenden Mannes getroffen. So aber fehlte das Bein, und Ike konnte seine Flucht fortsetzen.

Die anderen hatten den Keller verlassen. Sie mußten die weinende Emily festhalten. Ike Lester kam als letzter an und besaß sogar noch die Nerven, einen Blick zurückzuwerfen.

Die Spinne wollte mit ihrem Opfer zusammen die Treppe überwinden. Deutlich sah Ike das menschliche Gesicht. Eine Fratze, die sich bewegte, denn da zuckten die Wangen, da wurden Lippen zurückgezogen und ein Mund zu einem widerlichen Grinsen geformt.

Es war das blanke Grauen, das aus dieser widerlichen Fratze sprach. Bevor Ike Lester die Tür völlig schloß, sah er auch noch das Blut, das aus dem Körper quoll.

Dort hatten die Spinnenbeine wie Lanzen zugepackt.

Ike schüttelte sich. Er konnte es nicht mehr mit ansehen und hämmerte die Tür zu.

Dieser Knall klang wie ein Startschuß. Ike drehte sich um, rannte zu den anderen, denn mit ihnen zusammen wollte er den Keller verlassen.

Die Lage jedoch hatte sich grundlegend verändert. Nie hätte Ike Lester gedacht, daß Grauen und Schrecken eine Steigerung erleben konnten. Was er jedoch zu sehen bekam, entsprach diesen Tatsachen und auch ihn traf es mit der Wucht eines Vorschlaghammers…

***

Es war ein Schock, der uns gefangenhielt. Beide stoppten wir unsere Schritte, um abzuwarten.

Mit Spinnen hatten wir schon zu tun gehabt. Vor allen Dingen hatte Suko seine Erfahrungen darin. Ich brauchte da nur an Madame Wu, die Spinnen-Königin, zu denken.

Hier erlebten wir etwas Ähnliches, denn die Spinne vor uns war eine reine Mutation.

Halb Mensch, halb Spinne.

Sie besaß den Körper des Tieres, auch sechs lange, gleichzeitig gekrümmte Beine, aber den Kopf eines Menschen.

Judys Kopf.
Das blinde Mädchen aus dem Krankenhaus war zu einer Spinne geworden. Es hatte seine wahre Gestalt gezeigt.
Ich atmete schnell und heftig. Suko stand wie ein Denkmal. Obwohl wir beide unsere Waffen in den Händen hielten, wagten wir es nicht, sie gegen die Mutation einzusetzen.
Konnte sie sehen?
Ja, ich ging einige Schritte vor, um besser schauen zu können und entdeckte dabei, daß sich die Augen innerhalb des Kopfes bewegten. Wie bei einem normalen Menschen.
Einfach irre, an so etwas zu denken.
Ein normaler Mensch stand nicht vor mir, sondern ein Monstrum, das sicherlich auch töten wollte.
»Geh nicht weiter, John Sinclair!« Diese Aufforderung drang aus dem Mund des Monstrums, und ich blieb tatsächlich stehen.
Obwohl Judys Gesicht zwischen den beiden oberen Beinen normal aussah, war es dennoch für mich eine Fratze. Es schimmerte wie ein bleicher Fleck, die blaß wirkenden Haare hingen rechts und links des Kopfes nach unten, in den Augen stand eine Kälte, die uns erschreckte.
»Hatte ich euch nicht gewarnt?« sprach sie uns an.
»Das stimmt«, gab ich zu. »Aber ich war gezwungen, so zu reagieren. Es geht nicht an, daß Mutationen aus Spinnen und Menschen über Unschuldige herfallen.«
»Sie sind es selbst schuld!« zischte sie uns entgegen.
Suko löste sich ebenfalls von seinem Platz, kam zu mir und blieb an meiner linken Seite stehen. Die ganze Situation hatte etwas Irres, Verrücktes an sich, und sie hätte aus einem Alptraum stammen können, doch das war nicht der Fall.
Wir erlebten wieder einmal eine schreckliche Wahrheit, wobei uns bestätigt wurde, daß eigentlich nichts unmöglich war auf dieser seltsamen Welt.
»Wer bist du eigentlich?« wollte mein Freund und Partner von Judy wissen.
Sie lachte. Es klang hoch und kichernd. »Ein Mädchen und eine Spinne.«
»Und du hast John Sinclair gewarnt.«
»Nicht nur ihn. Auch die anderen, aber sie wollten ja auf die Warnungen einer Toten nicht hören.«
»Einer Toten?« echote ich und erlebte abermals eine Überraschung.
»Ja, ich bin tot.«
»Wie lange?«
»Seit genau fünfzig Jahren.«
»Und doch lebst du«, flüsterte ich heiser. »Verdammt, das kann ich nicht fassen.«

»Finde dich damit ab, denn mein Vater, den vor fünfzig Jahren sechs Leute töteten, hat den Tod überlisten können. Der Spinnenfluch ist stärker. Er, der Vater, hat sich geopfert, aber er hat sie alle mit hineingerissen. Auch die, die damals gekommen waren, um ihn zu vernichten, hat das Grauen getroffen. Sie starben, aber sie lebten weiter. Als Spinnenmonstren, als Geisterwesen innerhalb dieser Mauern, und sie warteten darauf, daß der Zeitpunkt kommen würde, um zurückzukehren. Das ist nun geschehen, und nichts wird sie noch aufhalten. Sie sind zurückgekehrt, denn sechs Menschen werden ebenso sterben wie sie damals, wobei zu den sechsen einer gehört, dessen Großvater vor langem die anderen angeführt und angestiftet hat. Der Zufall oder die magische Beeinflussung wollte es, daß sich nun alles wiederholt. Und ihr seid in den Kreislauf mit hineingeraten. So werdet ihr die Folgen zu tragen haben.«

»Und weshalb hast du deine Warnungen ausgesprochen?« rief ich ihr zu.

»Weil ich ein Doppelwesen bin, deshalb. Ich bin eine gespaltene Persönlichkeit, einmal Mensch, zum anderen Spinne. Ich denke in meiner menschlichen Gestalt anders als in der Gestalt der Spinne. Dr. Jekyll und Mister Hyde. So ist es bei mir, doch hier im Haus, da bin ich nur noch Spinne, und so reagiere ich auch. Der Spinnenfluch des Kalifato hat seine Wirkung nicht verloren.«

»Kalifato?«

»Ja, einer der uralten Dämonen. Er wurde vor langer Zeit hier verehrt. Seine Magie überlebte, und sie wird weiter überleben, das kann ich euch versprechen, denn sie wird gestützt durch die Opfer, die wir als Spinnen ihm bringen. Zu diesen Opfern werdet auch ihr beide gehören, ebenso wie die sechs Menschen, die…«

»Wo sind sie?« unterbrach ich sie.

»Im Keller. Wahrscheinlich leben sie nicht mehr. Ich jedenfalls habe die dumpfen Schreie der Angst schon gehört. Meine Freunde werden dafür sorgen, daß keiner von ihnen den Keller jemals lebend verlassen wird. So und nicht anders muß es sein.«

»Das erste Opfer bist du!« erklärte Suko und lächelte kalt. »Du glaubst doch nicht etwa, daß…«

Ich war mit meinen Gedanken noch bei Kalifato, deshalb reagierte ich nicht so rasch wie mein Freund, der plötzlich vorlief, denn auch Judy hatte sich in Bewegung gesetzt.

Allerdings kam sie nicht auf uns zu, sondern rannte mit seltsam steif wirkenden Bewegungen die Stufen der Treppe hoch. Da die Treppe einen Knick besaß, entschwand Judy schnell unseren Augen.

Suko, der im Vergleich zu mir einen Vorsprung besaß, erreichte die Treppe als erster, und ihn erwischte es auch.

Mit allem hatten wir gerechnet, nur nicht damit, daß Spinnen auch

Netze weben können.

Ein dicker heller Strahl schoß auf meinen Freund zu, erwischte ihn an der Brust, saugte sich gedankenschnell fest, und Suko wurde im Nu von den Beinen gerissen und mit unwiderstehlicher Gewalt die Treppe nach oben gezogen…

***

Ike Lester starrte auf das Bild, das er einfach nicht glauben wollte.

Das war Zauberspuk, Hexerei, teuflische Kräfte, die ihre Macht voll ausspielten.

In der Wand hockten fünf Spinnen.

Und sie blieben nicht dort, denn sie kamen aus dem gläsern wirkenden Gestein hervor, um die Menschen zu attackieren.

Daß die Spinnen so verdammt gewaltig waren, hätte er unter Umständen hingenommen, aber daß sie Menschenköpfe besaßen und Gesichter, die, zu einem grausamen Lächeln verzogen, auf die fünf Menschen starrten, war zuviel.

Auch Lester hielt es nicht mehr aus, und sein Schrei hallte durch den Saal. Er vermischte sich mit denen der anderen, die vor Entsetzen auf der Stelle festgenagelt waren.

Die erste Spinne verließ die Wand. Ein gewaltiges Tier, aus dessen menschlichem Mund der gelbweiße Geifer rann und auf das Parkett der Bahnen tropfte.

Sie ließ sich kurzerhand fallen und kam federnd auf ihren gekrümmten Beinen auf, wobei sie sogar ein wenig mit dem Körper nachschwang.

Und dann griff sie an.

Gedankenschnell oder noch rascher zuckte etwa in Maulhöhe ein langer Faden, der etwa die Dicke eines Daumens besaß, und dieser klebrige Faden wischte so dicht an Lesters Gesicht vorbei, daß er sogar den Luftzug spürte.

Sofort danach hörte er ein Klatschen, und es bewies ihm, daß der Faden sein Ziel getroffen hatte.

Schon folgte der nächste. Er sauste an der anderen Seite vorbei, und gleichzeitig begannen auch die übrigen Monsterspinnen damit, ihre Netze zu flechten.

Vielleicht hätten die Menschen jetzt noch eine Chance gehabt, dem Unheil zu entfliehen, es fehlte ihnen aber die Kraft und auch die nötige Entschlußfreudigkeit, denn die Riesenspinnen mit den Menschenköpfen befanden sich in ihrem Element. In Sekundenschnelle woben sie ihre gefährlichen und tödlichen Netze.

Sie schossen diese nicht nur geradeaus, sondern auch kreuz und quer. Von allen Seiten jagten die weißsilbrig schimmernden Fäden auf die entsetzten Menschen zu, die vor Angst fast vergingen, sich dabei

bewegten und nicht getroffen wurden, denn im Zielen waren die Spinnen wahre Meister.

Keine befand sich mehr in der Wand.

Sie alle hatten sich fallen gelassen, standen nun auf der Bowling-Bahn und bildeten eine Reihe.

Und sie kämpften.

Da jagten aus ihren Mäulern die gefährlichen Fäden, sie produzierten sie laufend weiter, und noch immer wurde keiner der entsetzten Menschen getroffen.

Bis zu dem entscheidenden Moment.

Ausgerechnet Emily Rigg erwischte es als erste. Sie bekam den Faden zwar nicht ins Gesicht, doch er schlug hart gegen ihre Brust, so daß sie zurückgetrieben wurde und gegen einen anderen Faden fiel, der straff gespannt war.

Sie federte wieder vor, fiel gegen den nächsten. Bereits jetzt war zu erkennen, daß sie sich aus dieser Situation nicht mehr befreien konnte, denn die Fäden waren nicht nur unzerreißbar für die Menschen, sondern auch noch klebrig.

Sie hing fest!

Niemand war da, der jetzt noch die Initiative ergreifen wollte.

Auch Ike Lester, bis zuletzt hatte gerade er noch die Nerven bewahrt, drehte durch. In diesen Momenten dachte jeder an sich, denn plötzlich wollten alle dieser tödlichen Falle entfliehen.

Ike riß Myrna an sich. Während er seinen Arm um ihre Hüften preßte, vernahm er quasi im Unterbewußtsein die dumpfen Schläge, die gegen die Tür zum Keller hämmerten.

Ike hatte sie abgeschlossen, aber davon ließ sich die Spinne nicht abhalten. Sie wollte die Tür aufbrechen.

Sie hatte noch vier Beine frei, das sowieso schon angefaulte Holz würde dem Ansturm sicherlich nicht lange standhalten können.

»Auf den Boden!« brüllte Ike seiner Frau zu. Er hatte gesehen, daß sie kriechend mehr Chancen besaßen. Sie mußten sich wie die Rekruten unter den Fäden hindurchbewegen, dann konnten sie unter Umständen die Tür erreichen.

Als Myrna nicht sofort reagierte, schlug ihr Ike kurzerhand die Beine weg, so daß sie zu Boden fiel und von ihrem Mann erst einmal mitgeschleift wurde.

Nicht alle hatten die gute Idee gehabt wie Ike Lester. Della Forman und ihr Freund Firuz Long standen noch. Sie hatten beide die Übersicht verloren, duckten sich, rissen die Arme hoch, um ihre Gesichter zu schützen und konnten dem Schicksal doch nicht entkommen, wobei es Della als erste erwischte.

Sie traf ein Faden genau ins Gesicht.

Der Treffer holte sie von den Beinen. Ein irrer Schmerz raste durch

ihren Schädel, der Kopf schien zerspringen zu wollen, die Nase war gebrochen, doch sie konnte nicht schreien, denn der klebrige Faden verstopfte auch ihren Mund und war mit seiner ungeheuren Wucht bis hinein in ihren Rachen gedrungen.

Sie stürzte.

»Della!« Firuz Long brüllte ihren Namen. Helfen konnte er seiner Frau nicht, denn als er zugreifen wollte, erwischte ihn ein neu abgeschossener Faden am linken Oberschenkel.

Die Wucht schleuderte ihn zu Boden.

Während Della noch stand, fiel er halb in die Netze. In einer Schräglage blieb er hängen. Sein Gesicht zeigte Panik, die Augen waren aufgerissen, und als nächstes bekam er einen Schlag in den Magen, der ihn fast an den Rand der Verzweiflung trieb.

Long konnte nichts mehr tun. Er war eingekesselt, gefangen, und er faßte einen wahren Verzweiflungsakt, als er kurzerhand einen der Fäden griff, um ihn zu zerreißen.

Das genau war falsch.

Im nächsten Augenblick hing er fest, und er konnte sich nicht mehr losreißen. Seine Hand war mit diesem klebrigen Zeug gefüllt, das zäh wie Leim war und wie Dickmilch schimmerte.

Er schrie.

Und er sah Della fallen.

Mit blutendem Gesicht sank sie in die Knie, prallte allerdings nicht zu Boden, denn zwei Kreuzfäden eines Netzes hielten sie zuvor noch auf.

Übriggeblieben waren Myrna und Ike Lester, während Emily Rigg so aussah, als wäre sie erstickt, denn ihr Gesicht war völlig verklebt. Es schimmerte unter den Fäden wie eine Totenmaske, wobei sie ihren Mund geöffnet hielt, als wolle sie noch einen allerletzten Schrei ausstoßen.

Myrna jammerte und zitterte vor Angst. Bisher hatten sie und ihr Mann es geschafft, unter den Fäden herzukriechen, doch die gefährlichen Spinnen bemerkten die Absicht und vereitelten sie mit ungeheurer Brutalität.

Sie richteten sich auf, schoben ihre Körper dabei in einem seltsamen Winkel hoch, die Gesichter verzogen sich zu grinsenden Grimassen, und dann schleuderten sie ihre Fäden aus den Maulöffnungen, wobei sie sich ausschließlich auf die beiden wegkriechenden Menschen konzentrierten.

Der Boden schien jedesmal zu erzittern, wenn sie getroffen wurden. Ihre Körper zuckten zuerst, weil sie noch Widerstand entgegensetzten, dann jedoch kamen die Treffer knüppelhart, und sie schafften es nicht mehr, diesen Hieben zu entgehen.

Ike Lester, der noch einen kleinen Vorsprung hatte herausarbeiten können, erreichte die Treppe. Er streckte seinen Arm aus, die

Fingerspitzen berührten die unterste Stufe, als der nächste Treffer gegen seine Hand schlug.

Es war das Aus!

Dieser Faden nagelte den Mann buchstäblich fest, und er hörte hinter sich seine Frau jammern.

Im selben Augenblick brach auch die Tür zum zweiten Keller ein.

Die sechste Spinne überwand die Öffnung. Zwischen ihren beiden vorderen Beinen hielt sie einen Toten…

***

Obwohl Suko wahrlich kein Schwächling war, kam er gegen die Spinne nicht an. Sie besaß eine unwahrscheinliche Kraft, hatte meinen Freund von den Beinen gerissen und jagte mit ihm die Stufen hoch, denn es war schon ein Jagen, wenn man dieses Wort in Relation zu der Geschwindigkeit setzte.

Auch ich blieb nicht stehen.

Mit langen Sätzen überwand ich die Distanz, erreichte das Fußende der Treppe und blieb für einen Moment stehen, um mir einen Eindruck zu verschaffen.

Die Spinne hatte es fast geschafft und die gesamte Treppe hinter sich gelassen. Sie befand sich in einer hervorragenden Ausgangsposition, denn sie hatte bereits mehrere Fäden produziert und sie so fest um seinen Körper gewickelt, daß sie ihn mühelos in die Höhe hieven konnte. Dabei schoß sie immer mehr Fäden ab und entwickelte sich zu einem rasenden Untier.

Suko kämpfte. Er kam nicht dazu, die Beretta einzusetzen, denn sein Körper schwang hin und her, wobei er zusätzlich noch in einer völlig verdrehten Haltung hing und die Hand mit der Waffe nicht mehr herumbekommen konnte.

So wehrlos hatte ich meinen Freund selten erlebt. Vor allen Dingen war es in so kurzer Zeit geschehen, und ich mußte alles daransetzen, um ihn zu retten.

Drei Stufen nahm ich auf einmal, als ich auf die Spinne zujagte.

Dabei zielte ich und feuerte.

Das Silbergeschoß – neue Kugeln waren inzwischen aus dem Kloster St. Patrick eingetroffen – jagte an Suko vorbei und hieb gegen den Panzer der Spinne.

Es war ein Panzer, denn selbst dem geweihten Projektil gelang es nicht, ihn zu zerstören.

Wie sollte ich die Spinne dann bekommen? Wo hatte sie ihren schwachen Punkt?

Diese Überlegungen schossen mir durch den Kopf, als ich das Untier verfolgte. Die Treppe hatte es inzwischen hinter sich gelassen und befand sich im Gang. Dabei wurde Suko so von der Spinne gehalten,

daß sein Körper ihr Gesicht deckte.

Gesicht?

Verdammt, das war die Lösung und gleichzeitig auch die schwache Stelle bei ihr.

Ich mußte auf das Gesicht halten.

Auf Judys Gesicht!

Himmel, es war schlimm. Brachte ich dies überhaupt fertig, wenn es tatsächlich dazu kommen sollte?

Sie war nicht schneller als ich, aber sie wollte auch mich haben.

Ich hatte sie zum Glück nie aus den Augen gelassen und bemerkte deshalb, daß aus ihrem Mund oder ihrer Drüse ein weiterer Faden drang. Der zielte allerdings nicht auf Suko, sondern auf mich.

Mein Sprung brachte, mich bis an die linke Flurwand, der Faden fehlte und blieb als gemeine Stolperfalle dicht über der Treppenstufe kleben.

Und dann schoß ich wieder.

Die Kugel traf nicht das Gesicht, aber dicht daneben hieb sie in eine weiche Masse und blieb stecken.

Die mutierte Spinne stieß ein Geräusch aus, das mich an das Entweichen der heißen Luft aus einem Dampfkessel erinnerte. Die Stelle, wo die Kugel saß, verfärbte sich, sie wurde erst grau, dann schwarz, doch die Spinne war nicht erledigt.

Suko konnte nichts tun. Um seinen Körper waren die Fäden so dicht gewickelt, daß sie mich an einen Kokon erinnerten. Mein Freund konnte sich nicht einmal bewegen.

Auch die Spinne stand starr.

Sie mußte leiden, die geweihte Kugel hatte ihr schwer zugesetzt, denn ich sah ihr Gesicht, das sich verzog und gleichzeitig die Schmerzen widerspiegelte, die die Mutation empfinden mußte.

Sollte ich sie noch einmal attackieren, oder reichte die Stelle, wo meine Kugel getroffen hatte, aus?

Ich wechselte meinen Blick, denn ich wollte sehen, wie es meinem Freund Suko erging. Zum Glück hatten die meisten Fäden nur seinen Oberkörper umwickelt, der Kopf war verschont geblieben. Suko konnte demnach atmen und lief nicht Gefahr, zu ersticken.

Das Knirschen hörte sich an, als würden viele Glasteilchen brechen. Ich zuckte zusammen und schaute dorthin, wo das Geräusch aufgeklungen war. Die Spinne war zwar nicht zusammengebrochen, aber eine weißmagische Kraft hatte für einen Bruch ihres Beins gesorgt.

Und in den Augen des Mädchens schimmerte Haß.

Ja, es war dieses starke Gefühl, das ich darin las. Mir wurde bewußt, daß die Spinne noch längst nicht aufgegeben hatte und weiterkämpfen würde.

Weit stand der Mund offen. Innerhalb dieser Höhle rollte etwas wie eine Zunge.

Nur war eine Zunge nicht weiß. Es mußte einer dieser widerlich klebenden Fäden sein, die sie auf mich zuschießen wollte.

Ich war schneller.

Es tat mir leid, wirklich, aber ich sah keine andere Möglichkeit.

Und ich nahm auch nicht die Beretta, sondern mein Kreuz. Damit wollte ich das Monstrum vernichten, es kam mir irgendwie humaner vor, wenn ich die Sache so anpackte.

Das Kreuz berührte ihr Gesicht.

Eine Explosion hätte nicht schlimmer sein können. Alles Böse wurde herausgerissen, die Augen zerstrahlten, der gesamte Kopf ebenfalls, und die Beine der Spinne brachen weg, als hätte man sie mit einer Schere durchgeschnitten.

Dumpf fiel der Körper zu Boden.

Das Gesicht sah ich nicht. Aus ihm zuckten Blitze und kleinere Teile. Auch die Fäden lösten sich. Ich sah es daran, daß die ersten von ihnen einfach zusammenfielen. Sie änderten ebenfalls ihre Farbe, aus dem milchigen Weiß wurde ein stumpfes Grau, und sie verloren allmählich ihre Kraft.

Suko ging es besser.

Noch immer stand ich abwehrbereit. Sollte die Spinne einen weiteren Angriff versuchen, wollte ich sofort zurückschlagen oder ihr zuvorkommen. Sie schaffte es nicht mehr. Die Magie des Kreuzes war zu stark gewesen.

Der Kopf hatte sich vollständig aufgelöst, und auch der Körper sackte immer weiter zusammen. Es gelang mir, meinen Partner zu packen und ihn zu befreien.

Zwar hatten die Fäden zu Beginn noch sehr geklebt, mit ihrer Auflösung jedoch waren sie in ein trockenes Stadium übergegangen, und sie fielen auseinander wie Staub.

Suko war frei.

Er lag auf dem Rücken. Seine Beine hatte er dabei angewinkelt, die Knie zuckten, und er holte keuchend Luft, wobei er mich anstarrte und mein beruhigendes Nicken sah.

Mit dem Fuß trat ich gegen den Spinnenkörper. Kaum hatte ihn meine Schuhspitze berührt, als ihn noch einmal ein Zittern durchlief, bevor er zusammenkrachte.

Eine gelbbraune Masse war zurückgeblieben. Wir sahen von der Spinne nichts mehr und auch nicht von Judy. Sie, die mit dem Tier eine magische Symbiose eingegangen war, existierte ebenfalls nicht mehr.

»Für einen Moment dachte ich tatsächlich, daß jetzt alles aus ist«, sagte Suko, sah meinen ausgestreckten Arm, faßte die Hand und ließ

sich von mir hochziehen. Er schüttelte sich. »Ein hartes Los, kann man nur sagen.«

»Und wie.«

»Nicht einmal an meinen Stab kam ich heran.« Dann wechselte er das Thema und fragte mich: »Tut es dir leid, John?«

»Ein wenig schon.«

»Was hättest du anders machen können?«

»Ich weiß es nicht.«

»Eben. Und vielen Dank nochmals! Ohne dich hätte mich die verfluchte Spinne fertiggemacht.«

»Ach, hör auf, so schlimm wäre es nicht geworden. Wir…« Ich unterbrach mich selbst. »Verdammt, Suko, sie hat doch von den sechs Opfern gesprochen.«

»Im Keller!«

Ich wirbelte auf dem Absatz herum und stürmte mit langen Sätzen die Stufen hinab. Am Ende der Treppe schaute ich mich um.

Suko kam mir nach. Er ging nicht wie sonst, sondern taumelte. Ihm war anzumerken, was er hinter sich hatte.

»Kannst du noch?« fragte ich ihn.

»Geh, John, sonst wird es zu spät.«

Ich nickte. Die Treppe zum Keller war nicht zu verfehlen. Schreie hörte ich nicht. Im Keller mußte es demnach still sein. War dies bereits die Stille des Todes?

***

Er hörte das Geräusch, und eine Gänsehaut rann über seinen Rücken. Vielleicht waren alle bewußtlos geworden, er jedenfalls nicht, denn er bekam und erlebte das Grauen hautnah mit.

Die Spinnen blieben nicht auf ihren Plätzen stehen, sie gingen weiter vor, und sie waren dabei so dicht zusammen, daß ihre Panzer gegeneinander schabten.

Das war das Geräusch, das Ike Lester so verrückt machte. Je lauter es wurde, um so mehr hatten sich die Spinnen ihrem teuflischen Netz bereits genähert.

Ike drehte unter großen Mühen den Kopf. Er lag in einer miesen Schräglage und hatte seine Schwierigkeiten dabei, aber er wollte dem Verderben ins Auge sehen.

Dicht über dem Boden lagen die Netzfäden nicht so nahe beieinander wie eine Armlänge über ihm. Er besaß also einen besseren Blick, und er erkannte zuerst seine Frau.

War sie tot?

Eine glühende Zunge schien sein Herz umkrallt zu haben, so sehr ging ihm der Anblick unter die Haut. Myrna sah wirklich so aus, als würde sie nicht mehr leben.

Mit den Füßen berührte sie noch die Erde, während der Oberkörper schräg in die Höhe zeigte. Mehrere Fäden hielten ihn umschlungen. Einer lag wie ein Streifen schräg über Myrnas Gesicht, wobei ihr Mann nicht erkennen konnte, ob sie noch lebte.

Obwohl er sich selbst in einer vertrackten Lage befand, hätte er seiner Frau so gern geholfen, aber Ike Lester kam nicht von der Stelle weg. Der Faden, der mit soviel Wucht gegen seine Hand geschlagen war, nagelte ihn auf der Stelle fest.

Er sah auch die anderen.

Della Forman hing schräg hinter seiner Frau im gewaltigen Netz der Spinne. Sie sah aus, als wäre sie gestorben, und Ike mußte schon sehr genau schauen, um erkennen zu können, daß sich der Körper unter schwachen Atemzügen bewegte.

Eine jedoch hatte es erwischt.

Emily Rigg.

Die Fäden hatten sie getötet, denn sie lagen wie Schlingen um ihren Hals und schnürten ihr den Atem ab.

Firuz Long ging es ebenfalls nicht gut. In einer Rücklage hatte es ihn erwischt, und seine beiden Arme waren so weit zur Seite gerissen worden, daß sein Körper ein Kreuz bildete.

Das Grauen hatte voll zugeschlagen, und es war noch nicht beendet, denn die sechs Spinnen dachten nicht daran stehenzubleiben.

Sie näherten sich ihren Netzen und damit auch den Gefangenen, wobei die Chitin-Panzer ihrer Körper wieder gegeneinander rieben und die schabenden Geräusche verursachten.

In dieser schrecklichen Lage mußte Ike Lester daran denken, was er über Spinnen wußte. Nicht viel, aber ihm war bekannt, daß eine Spinne, hatte sie erst einmal ein Opfer gefangen, es völlig vertilgte.

Sie wartete erst, bis sich das Opfer nicht mehr rührte, bewies dabei eine Engelsgeduld und schlug schließlich zu.

So würde es auch hier sein. Nur waren die Opfer der Spinnen keine Fliegen, sondern Menschen.

Und das brachte Ike Lester fast um den Verstand. Er konnte es noch immer nicht fassen, daß er so in die Falle der Monsterspinnen geraten war. Er lag auf dem Boden, zitterte vor Angst, und dieses Zittern übertrug sich auch auf das ihn umgebende Netz, so daß es anfing zu vibrieren.

Wenn er den Kopf ein wenig drehte, da erkannte er auch den Aufbau des Netzes. Die Spinnen hatten die Fäden so geschossen, daß sie in einem spitzen Winkel gegen die Wand geklatscht waren und praktisch ein schräg zulaufendes Dach bildeten.

Ein Dach aus fingerdicken Spinnweben, ein Dach, das federte, als zwei Spinnen hinaufkletterten, wobei sie sich ihren Opfern näherten.

Ikes Angst steigerte sich noch mehr. Die Spinnen waren gefährlich.

Und als schlimm empfand er auch die menschlichen Köpfe. Er konnte durch die Netzmaschen sehen und schaute dabei direkt in eines der Gesichter, denn es befand sich fast über ihm.

Ike stöhnte vor Grauen.

Die Spinne fixierte ihn, während sich eine andere über Emily Rigg hermachte und sie in einen regelrechten Kokon einwickelte.

Der menschliche Spinnenkopf grinste. Die Lippen waren stark in die Breite gezogen, in den Augen sah Ike kein Gefühl mehr, sie waren kalt wie zwei kleine Eiskristalle, und er wußte, daß ihm dasselbe Schicksal bevorstehen würde wie Jerry Rigg.

Zwischen zwei Fäden tauchte ein Bein der Spinne hindurch. Ike erkannte, daß es auf ihn allein gezielt war, und in den folgenden Sekunden würde die Spinne ihn…

Seine Gedanken stockten.

Und auch das Bein der Spinne bewegte sich nicht mehr weiter.

Etwa zwei Handspannen über dem Körper des Mannes blieb es stehen. Wahrscheinlich hatte die Spinne dasselbe Geräusch vernommen wie Ike Lester.

Das Schlagen einer Tür.

Und zwar der Tür, durch die sie auch in den Keller gekommen waren. Im nächsten Augenblick vernahm Lester die Schritte auf der Treppe, und die Spinne drehte sich, wobei sie sich der Treppe zuwandte und den neuen Feind erwartete…

***

Ich hatte mich beeilt. Suko war ein wenig zurückgeblieben. Er würde aber kommen. In den letzten Wochen hatte es ihn arg erwischt, und Suko brauchte mal wieder ein Erfolgserlebnis.

Die Treppe stieß gerade nach unten. Ich hatte versucht, das Licht einzuschalten und festgestellt, daß dies nicht möglich war. Ich brauchte es allerdings auch nicht. Vom Ende der Treppe her leuchtete mir ein grüner Schein entgegen.

Ein Warnsignal!

Grünes oder rotes Licht, auch manchmal violett gefärbt, das war mir schon ein Begriff. Es wies in der Regel darauf hin, daß sich finstere Mächte bereitmachten, in die Welt der Menschen vorzustoßen.

Die Treppe hatte ich noch nicht ganz hinter mich gebracht, als ich stehenblieb und den Anblick in mir aufsaugte, der sich meinen Augen bot.

Es war schrecklich!

Ein gewaltiges Netz war von mehreren Spinnen gewoben worden. Es spannte sich von der Wand schräg hinab bis zum Boden und bildete so eine Schräge, auf der sich selbst die großen Spinnen bewegen konnten, ohne daß die Fäden rissen.

Ich sah auch noch eine Spinne, die sich von den anderen abhob, denn sie hielt einen Menschen zwischen ihren beiden hochgerichteten Vorderbeinen.

Ihre Beute!

Mich durchzuckte ein Schlag, denn ich kannte den Mann und hatte mit ihm im Krankenhaus gesprochen. Es war Jerry Rigg, der meine und die Warnungen der Judy nicht ernst genommen hatte.

Selbst aus dieser Entfernung konnte ich erkennen, daß Rigg niemand mehr helfen konnte.

Er war tot!

Dieser grauenhafte Anblick stachelte mich an, denn ich wollte die anderen retten. Sie sollten nicht auch noch ein Opfer der verfluchten Bestien werden.

Ob es unter ihnen auch noch Tote gab, konnte ich nicht feststellen. Zunächst lagen sie alle irgendwo reglos innerhalb der gesponnenen Netze. Hinter mir hörte ich Suko die Treppe hinabkommen, und vor mir sah ich eine Spinne, deren Augen mich direkt fixierten. Sie stand wie ein Drahtseiltänzer auf dem Netz. Dabei zitterte sie, denn unter ihr lag ein Mann, dessen verzweifeltes Stöhnen ich vernahm.

»Mister…« keuchte er, »verdammt, Mister, helfen Sie mir, oder hauen Sie ab aus dieser Hölle …«

Ich schüttelte den Kopf. »Bleiben Sie ruhig liegen«, sagte ich. »Bewegen Sie sich nicht. Um Himmels willen, keine überflüssigen Bewegungen. Verstanden?«

»Ja«, röchelte er.

Ich konzentrierte mich auf die Spinne und hörte Sukos Atem neben mir.

»Du mußt den Kopf treffen!« flüsterte der Chinese. »Nur den Kopf, John! Versuch es.«

Da machte uns die Spinne einen Strich durch die Rechnung.

Während ich noch zielte, vielleicht zu lange zielte, setzte sie sich in Bewegung, und sie war verdammt schnell.

Sie lief nicht nur, sondern stieß sich auch ab, ich sah sie übergroß vor mir auftauchen, und im nächsten Augenblick erging es mir nicht anders als Suko.

Die Spinne packte mich.

Allerdings schoß sie keinen Netzfaden aus ihrer Drüse, sondern bekam mich zwischen ihren Beinen zu fassen. Rechts und links stießen die Zangen in meinen Körper, sie drückten so hart zu, daß ich aufschrie, für einen Moment die Übersicht verlor und die Drehbewegung der Spinnenbeine zwangsläufig mitmachte, wobei sie mich zuerst hochhob und dann über ihren Körper hinweg nach hinten schleuderte, bevor sie mich losließ.

Für eine mir endlos lang erscheinende Sekunde schwebte ich in der

Luft.

Im nächsten Moment kam der Aufprall.

Ich fiel in das Netz!

Es war ein Fall, den ich selbst nicht steuern oder bremsen konnte.

Ich spürte etwas Nachgiebiges unter mir, wollte nach oben federn, wurde jedoch festgehalten, und es kam mir vor, als wären es unsichtbare Hände, die das taten.

Das jedoch war ein Irrtum.

Nicht Hände hielten mich fest, es war das Netz selbst, dessen Fäden so klebrig waren, daß sie mich nicht loslassen wollten.

Ich wälzte mich.

Das war verkehrt. Während ich mit der linken Seite nicht mehr loskam, gleichzeitig auch einen Schuß hörte, sah ich den Schatten über mir.

Es war eine Spinne.

Sie wollte mich killen!

***

Suko hatte geschossen!

Sein Freund John Sinclair war von der Spinne hochgeschleudert und losgelassen worden. Er landete im Netz, aber diese Spinne kümmerte sich nicht um ihn, sondern eine andere. Ihr war der Geisterjäger als Beute zugeworfen worden.

Suko schauderte, als er das sah. Helfen konnte er John in diesen Augenblicken nicht, denn die andere Spinne hatte sich nun ihn als Opfer ausgesucht.

Der Inspektor dachte noch daran, wie es ihn beim erstenmal erwischt hatte und er in die Falle dieses Monstrums getappt war.

Das sollte ihm nicht noch einmal passieren.

Zeit, die Dämonenpeitsche zu ziehen, ließ ihm die Spinne nicht.

Sie war zu schnell, und Suko mußte sich auf seine Beretta verlassen.

Er hatte sie gezogen, schwenkte den Waffenlauf ein wenig nach links, sah den Kopf der Spinne überdeutlich und feuerte.

Trocken peitschte der Schuß. Das fahle Mündungsfeuer leuchtete für einen Augenblick den Kopf der Spinne an. Als es ineinanderfiel, da gab es auch den Schädel nicht mehr.

Die geweihte Kugel hatte ihn zerstört.

Suko atmete auf.

Ein Lächeln zuckte über seine Lippen. Das genau hatte er gewollt. Zwei Stufen vor ihm hauchte diese mordende Bestie ihr Leben aus. Der Kopf war nicht mehr vorhanden, auch der Körper verging, allerdings zerfiel er nicht zu Staub, wie es bei dem Mädchen der Fall gewesen war. Diese Spinne verwandelte sich zurück, und die Metamorphose vollzog sich innerhalb von Sekunden.

Eine seltsame graue Wolke entstand. Sie hüllte den Spinnenkörper ein, der schräg auf den Stufen lag. Suko sah nur einen zuckenden Schatten, der sich hin- und herbewegte, wobei er von Sekunde zu Sekunde kleiner wurde.

Dann lag ein Mensch vor ihm.

Tot…

Suko schauderte. Er hatte die Spinne mit einem Kopfschuß getötet. Und das war auch bei dem Menschen zu sehen. Die Leiche bot einen schlimmen Anblick.

Die Zeit, sich darum weiter zu kümmern, hatte Suko nicht. Er mußte nach John Sinclair sehen, wobei sein Blick über das wogende Netz glitt, das sich wie ein kleines Meer vor ihm ausbreitete.

Und im Netz lag John.

Nicht nur eine Spinne umgab ihn, sondern gleich drei, während zwei andere ihre starken, fingerdicken Fäden auf Suko schossen…

***

Der Schatten wurde größer. Er nahm fast unheimliche Formen an, und ich erkannte in ihm die Spinne.

Sie konnte mich in Sekundenschnelle töten, wenn mir nicht rechtzeitig genug etwas einfiel.

Auf der linken Seite lag ich. Dort kam ich nicht mehr frei, weil mich die klebrigen Netzfäden festhielten wie die Arme eines Kraken. Nur noch nach rechts konnte ich mich bewegen, und ich riß meinen Dolch aus der Scheide am Gürtel.

Wenn es eine Möglichkeit gab, das Netz zu zerstören, dann mit dieser Waffe.

Die Spinne hatte Vorrang.

An der Schaukelei des Netzes merkte ich, daß sich auch andere Bestien näherten, und ich rammte meinen Arm in die Höhe, wobei der Dolch die Verlängerung meiner Hand bildete.

Volltreffer!

Die Schneide des Dolchs traf das Gesicht in Halsnähe. Sofort zog sich die Spinne zurück, grüner Schleim quoll aus der Wunde. Er tropfte auf mich herab.

Die Spinne fiel rücklings in das Netz, zappelte, aber schon waren die nächsten da.

Leider noch so weit entfernt, daß ich sie mit dem Silberdolch nicht erwischen konnte, deshalb versuchte ich es anders und schnitt kurzerhand einen der Fäden durch.

Ich wunderte mich darüber, wie leicht dies möglich war. Bisher hatte das Netz allen Attacken getrotzt, nun aber riß und brach es zusammen, so daß ich nach unten fiel, wobei ich allerdings von den nächsten Fäden wieder aufgefangen wurde.

Ich säbelte weiter.
Unter mir hörte ich ein Stöhnen. Es war eine Frau, die diesen Laut ausgestoßen hatte. Wenn ich noch einmal rutschte, dann würde ich auf sie fallen.
Dann hörte ich wieder Schüsse.
Suko, mein alter Freund und Kollege griff in den Kampf ein, aber er traf nicht die Spinne, die mir am nächsten war. Sie nämlich ließ sich in dem Augenblick fallen, als ich wieder einen Faden durchgetrennt hatte, und sie prallte genau auf mich.
Ich berührte den Boden.
Über mir wurde es dunkel, denn die Spinne hockte jetzt auf mir und preßte mich mit ihrem Gewicht gegen die Erde.
War das das Ende?
Neben mir jammerte die Frau. Dieses Geräusch mobilisierte bei mir noch einmal sämtliche Kräfte. Ich zog die Beine an, soweit mir dies möglich war, aber ich kam nicht mehr weg. Mein rechter Fuß klebte an einem Faden, und auch den Arm konnte ich nicht mehr bewegen, denn die Spinne hatte in Schulterhöhe eines ihrer Beine dagegen gedrückt, so daß ich praktisch wehrlos war.
Wenn sie zubiß oder Gift verspritzte, war ich verloren.
Da reagierte mein Kreuz!

***

Zwei Spinnen waren erledigt!
Suko schaute dem Todeskampf der letzten zu. Sie war von Johns Silberdolch tödlich getroffen worden und wand sich im Netz wie ein Fisch.
Suko bekam endlich Gelegenheit, seine Dämonenpeitsche zu ziehen. Er riß sie aus dem Gürtel, schlug einmal einen Kreis, und die drei magisch geladenen Riemen rutschten aus der Öffnung.
Jetzt hatte er freie Bahn.
Mit dem Dolch war es John gelungen, Teile des Netzes zu zerstören. Es war ein magisches Netz, kein normales, und Suko hoffte, daß die Kraft seiner Peitsche ausreichte, um das gleiche zu schaffen wie der silberne Dolch.
Er führte den ersten Schlag.
Die drei Riemen pfiffen durch die Luft. Suko hatte schräg geschlagen, er wollte mit einem Hieb möglichst viel von dem Netz zerstören und eine Lücke reißen.
Die Riemen klatschten dagegen.
Wo sie das Spinnennetz berührten, da sprühte es grünlich auf, und im nächsten Augenblick verkohlten die Fäden. Sie wurden schwarz, fielen zusammen und sahen aus wie dunkle Würmer.
Der Inspektor schlug weiter.

Die drei Riemen klatschten gegen das Netz. Ein Hieb folgte dem anderen, denn die Lücke sollte groß genug werden.

Auch die Spinnenmonstren hatten bemerkt, was die Uhr geschlagen hatte. Sie wollten retten, was noch zu retten war. Zwei von ihnen bewegten sich auf Suko zu.

Der Inspektor hatte sich den Weg von der Treppe aus tatsächlich freigeschlagen, und er hielt nicht inne. Die Dämonenpeitsche räumte furchtbar auf. Sie zerhämmerte die harten Netzfäden, und Suko erzielte weitere Erfolge.

Die auf ihn geschossenen Fäden hatten ihn verfehlt, da er sich sehr schnell bewegte. Weitere Spinnfäden schleuderten die Monstren nicht mehr dem Chinesen entgegen, und sie erreichten ihn auch nicht, denn vor ihnen riß das Netz.

Sie fielen zu Boden.

Suko setzte nach.

Bevor die Bestien vielleicht noch unschuldige Menschen töteten, mußte er sie erledigt haben.

Wieder pfiff die Peitsche.

Und diesmal traf er eine der Spinnen.

Die drei Riemen klatschten auf den Chitinpanzer-Rücken der Spinne. Was die Kugeln nicht geschafft hatten, das brachte die Dämonenpeitsche fertig. Sie zerschmetterte den Panzer.

Breite Streifen riß sie hinein. Es entstanden regelrechte Risse, und wie eine Nußschale platzte der Panzer auf, wobei noch eine grüne Masse aus ihm quoll, als die Spinne verging.

Suko kämpfte weiter. Er drängte sich vor, ging dabei zur Seite und schaffte auch die zweite Spinne.

Als sie ihre Metamorphose durchmachte, konnte Suko endlich einen Blick auf John Sinclair werfen.

Das heißt, er sah ihn nicht, denn ein Spinnenkörper verdeckte ihn fast völlig.

Doch John hatte sein Kreuz.

Bevor Suko noch seinen Arm zum nächsten Schlage heben konnte, reagierte es…

***

Die Spinne war mir zu nahe gekommen. Ihr gewaltiger Körper bekam Kontakt mit meinem Kreuz, und im nächsten Augenblick wurde alles anders, denn das Monstrum zersprühte.

Es wurde zerrissen.

Ich hörte sogar Schreie und wußte nicht, ob sie von der Spinne oder den gefangenen Menschen stammten. Für mich jedoch war die Gefahr vorerst vorbei, denn der Druck des Spinnenkörpers wich von mir, und ich schaffte es, wieder frei zu atmen.

Das Kreuz besaß eine so große Kraft, daß sich die Spinne inmitten einer grünen, stinkenden Rauchwolke auflöste, wobei der grüne Qualm träge durch den Raum wehte.

»Noch eine!« rief Suko.

Ich kam in die Höhe. Die Stimme meines Freundes hatte mich angespornt. In der Tat war nur noch eine Spinne übriggeblieben.

Sie befand sich ganz in der Nähe, und es war die, die auch den Toten zwischen ihren Vorderbeinen gehabt hatte.

Suko und ich feuerten gleichzeitig.

Diesmal trafen zwei Kugeln.

Und die hieben in das Gesicht der Spinne, zerstörten die Bestie mit ihrer magischen Kraft, wobei ein Toter in den Fängen des Spinnennetzes zurückblieb.

Die Gefahr war gebannt. Suko und ich schauten uns an. Wir nickten, doch ein Lächeln wollte bei keinem von uns aufkommen. Dazu war der Fall zu schlimm gewesen…

***

Mit Silberdolch und Peitsche zerstörten wir das Netz. Es dauerte Minuten, dann hatten wir es geschafft. Die Reste, sie sahen aus wie verkohlte Würmer, lagen auf dem Boden und knirschten, wenn wir auf sie traten.

Danach kümmerten wir uns um die Menschen. Auch sie waren befreit worden.

Für zwei von ihnen kam jede Hilfe zu spät. Das Ehepaar Rigg war ein Opfer der Spinnen geworden. Die anderen vier hatten einen schweren Schock bekommen. Sie begriffen kaum, daß sie gerettet waren, sondern hockten teilnahmslos auf dem Boden und hielten die Köpfe gesenkt.

Wir diskutierten natürlich über den Fall. Dabei hoffte ich, daß mir die Geretteten noch mehr sagen konnten. Allerdings schob ich alles einem Dämon in die Schuhe, der selbst eine gewaltige Spinne war.

Kalifato!

Hier an dieser Stelle hatte er vor urlanger Zeit einmal gehaust, und hier war seine Magie zum Vorschein gekommen, bis es uns gelang, sie restlos zu zerstören.

Vor fünfzig Jahren hatte der Fall begonnen. Erst jetzt war er aufgeklärt worden, und wieder hatten Menschen sterben müssen.

Die Besucher der Bowling-Bahn sollten nicht mehr in dem Keller bleiben. Suko und ich schafften sie die Treppe hoch, denn allein konnten sie nicht laufen. Sie besaßen nicht die Kraft. Bei den ersten Schritten schon knickten ihnen die Beine weg.

Da die elektrische Anlage des Hauses ausgefallen war, telefonierte ich vom Wagen aus.

Durch Schnee mußte ich waten, und auf dem Bentley lag eine dicke weiße Haube.

Sir James würde alles in die Wege leiten, das versprach er mir.

Der Fall sollte auch nicht an die Öffentlichkeit gelangen, und als ich auflegte, wobei ich ein gutes Gefühl hatte, da dachte ich daran, daß Judys Spinnenfluch nun endgültig gelöscht war.

Jetzt konnte ich auch wieder lächeln…

ENDE